

November 11/2015

Aus dem Inhalt

Michael Theobald
„Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat,
so sende ich euch.“ (Joh 20,21) 321

Maria Herrmann
Mehr als nur ein englisches Frühstück 323

Eva-Maria Will
70 Jahre nach Kriegsende 328

Patrick Oetterer
Gott ist das Sehen 333

Erich Garhammer
„Das Geheimnis des Himmels“ 341

Stephan Kern
Neuer Sankt Martin und neue Tradition 345

Reiner Nieswandt
4 Thesen zum populären Autonomiebegriff 347

Literaturdienst: 350
Bruno Schrage/Peter Bromkamp (Hrsg.):
Altenheimseelsorge: mehr als eine schöne Kapelle!
Bistum Trier (Hrsg.): Rituale „Gottesdienstliche Feiern im
Umfeld des Sterbens

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prof. Dr. Michael Theobald, Uni Tübingen, Kath.-Theol.
Seminar, Liebeneisterstraße 12, 72076 Tübingen | Maria
Herrmann, Bischöfliches Generalvikariat, Fachbereich
Missionarische Seelsorge, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim |
Dipl.-Theol. Eva-Maria Will | Erzbistum Köln - Generalvikariat,
Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Diakon Patrick Oetterer,
Erzbistum Köln - Generalvikariat, Marzellenstraße 32, 50668
Köln | Prof. Dr. Erich Garhammer, Schönleinstraße 3, 97080
Würzburg | Dr. med. Stephan Kern, Rudolph-Hahn-Straße 5,
53225 Bonn | Pfr. Dr. Reiner Nieswandt, Königstraße 8, 42781
Haan

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer,
Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr.
32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117
Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof
18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Wilhelm Zimmer-
mann, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Michael Theobald

„Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ (Joh 20,21)

Wer unter uns will nicht „seinen“ Frieden haben? Irgendwann ist jeder des Streites überdrüssig und sehnt sich nach Versöhnung. Die Crux ist nur, dass sie oft genug nicht gelingt. Wenn Interessen aufeinander stoßen und keiner gewillt ist, sich in die andere Seite hineinzudenken, sind Kompromisse unmöglich. Die Gräben werden tiefer und die Chancen, zueinander zu kommen, schwinden. Am Ende versiegt das Gespräch und Bitterkeit macht sich breit. Wir erleben das immer wieder – im Kleinen wie im Großen.

Ohne Blessuren kommt aus solchen Konflikten niemand heraus. Umso größer ist das Erstaunen, wenn doch jemand großherzig den ersten Schritt tut, nicht Recht behalten will und dem Gegenüber die Hand zur Versöhnung reicht. Sie ist dann wie ein Wunder, ein Geschenk, das, wenn es angenommen wird, beide verändert.

Ein Wunder ist auch, dass der Auferweckte am Abend des ersten Tags der Woche bei verschlossenen Türen mitten unter die Jünger tritt und ihnen den Frieden wünscht und sie „sendet“, wie der Vater ihn gesandt hat. Es ist das Wunder der *Neu-Schöpfung*, denn „er haucht sie an“, wie Gott dem Menschen, den er aus Erde vom Ackerboden formte, den Lebensodem in die Nase blies, auf dass er ein „lebendiges Wesen“

wird (Gen 2,7). „*Empfangt heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden erlasst, denen sind sie erlassen, welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten*“ (Joh 20,23).

Der Mensch ist kompliziert, er ist „ein Abgrund, es schwindelt einem, wenn man hinabsieht“, sagt Woyzeck im gleichnamigen Drama Georg Büchners. „*Lebendiges Wesen*“, versöhnt mit sich und den anderen, wird er erst, wenn ihm von Gott her, dem unergründlichen Geheimnis seines Lebens, „*Friede*“ zuteil wird – oder wie der johanneische Jesus es meint: *Freiheit* von der Last verlorener Vergangenheit, *Erlass* der „Sünden“ und ihrer niederdrückenden Folgen. Solche Perspektive den Menschen zu eröffnen, ermächtigt Jesus hier die Seinen, es ist der eigentliche Sinn ihrer Sendung. Der „*Friede*“, den er ihnen zuspricht, den sollen sie nicht für sich behalten, sondern weiter-schenken. Nur so erweist sich seine Kraft.

Aber der Erfolg ist nicht garantiert, es ist kein Selbstläufer. Die *positive* Aussage vom „*Erlass*“ der Sünden steht vorweg; sie bringt die *eigentliche* Intention Gottes mit Jesus zum Ausdruck – wie in Joh 3,17f., wo es heißt: „*Gott hat den Sohn nicht in die Welt gesandt, damit er die Welt richte, sondern damit die Welt durch ihn gerettet werde*“. Aber es folgt noch ein Entweder-Oder, eine schmerzhafteste Unterscheidung: „*Wer an ihn glaubt, wird nicht gerichtet, wer aber nicht glaubt, ist schon gerichtet*“. Ähnlich in Joh 20,23, wenn Jesus im Nachgang vom „*Behalten* der Sünden“, vom „*Behaftet-Werden* mit ihnen“ spricht. Es gibt – das klingt mehrfach im Evangelium an – das Rätsel des Neins, des Sich-Verschließens des Menschen in sich selbst, des Sich-Nicht-Öffnen-Könnens oder -Wollens. Dann zieht sich der Mensch das „*Gericht*“ selbst zu, sagt Joh 3,18, und 20,13 spricht vom „*Gekettet-Sein*“ an die eigene Vergangenheit.

Aber ist der „*Friede*“, den der Auferweckte in Joh 20 den Seinen zuspricht, nicht doch nur ein innerer Friede, ein Seelen-Frieden im Herzen der Einzelnen, der die unfriedli-

che Welt nicht befriedet und gerade nicht in sie ausstrahlt?

Wer den „Kommentar“ dazu aus dem Mund des Abschied nehmenden Jesus hört, könnte in der Tat so denken: „*Frieden* hinterlasse ich euch, *meinen* Frieden gebe ich euch; *nicht* einen Frieden, wie *die Welt* ihn gibt, gebe ich euch. Euer Herz erschrecke nicht und es verzage nicht“, erklärt er am Ende der ersten Abschiedsrede (Joh 14,27) – und zum Beschluss seiner Reden insgesamt: „Dieses habe ich zu euch gesagt, damit ihr *in mir* Frieden habe. *In der Welt* habt ihr Angst. Aber fasst Mut! Ich habe *die Welt* besiegt“ (Joh 16,33).

Wenn die Seinen in Jerusalem sich nach der Kreuzigung Jesu „aus Angst vor den Juden“ – gemeint ist die Behörde des Tempelstaats! – hinter „verschlossenen Türen“ verbarrikadieren (Joh 20,19), dann bestätigt diese Szene genau das, was der Abschied nehmende Jesus den Seinen erklärt hat: *Angst* ist das Gegenstück zum *Glauben*. Glauben heißt oder hat zur Folge, dass das Herz sich nicht mehr erschüttern lässt, dass „die Trauer“ sich vielmehr in tiefe „Freude“ verwandelt, die den Glaubenden „niemand mehr nehmen kann“ (Joh 16,20.22.24).

Aber das ist schwieriger verwirklicht als gesagt. Als die Seinen nach acht Tagen wieder im Haus versammelt sind – jetzt ist Thomas bei ihnen –, sind trotz des zweimaligen Friedensgrußes Jesu am ersten Ostertag (Joh 20,19.21) die Türen wieder „verschlossen“. Und wieder tritt Jesus in ihre Mitte und spricht zum dritten Mal seinen Gruß (Joh 20,26). Ob sie ihn jetzt verstehen und hinausgehen – ohne Angst, aber voller Glauben an den die Welt verwandelnden Frieden, den Jesus ihnen zuspricht?

Die Kirche Jesu – so lautet die großartige Vision des vierten Evangeliums – lebt mit offenen Türen: Jeder oder jede ist eingeladen. Sie ist ein Ort, wo Versöhnung mehr ist als nur Utopie: reale Erfahrung für alle Menschen guten Willens.

Liebe Leserinnen und Leser,

allmählich gerät sie immer mehr in den Blick – die Kirche von England. Ein „Zauberwort“ ist dabei *fresh expressions of church*, das ganz neue Modelle von Gemeindegründungen beinhaltet. Einen aus diesen Erfahrungen gespeisten und auf englische Materialien zurückgreifenden Kurs stellt **Maria Herrmann** aus dem Generalvikariat Hildesheim vor, Referentin für Kirche².

Dipl. theol. Eva-Maria Will, Referentin für Trauerkultur und Bestattungspastoral im GV des Erzbistums Köln, präsentiert eine Veranstaltungsreihe, die sich den durch den Zweiten Weltkrieg verursachten Traumata der Überlebenden und deren Hineinwirken in die Folgegenerationen, besonders aufgrund des Verschweigens und Nicht-Aufarbeitens, zugewandt hat. Fokus ist eine Pastoral der heilenden Erinnerung und Versöhnung.

Das Turiner Grabtuch als „Abdruck“ des gekreuzigten Christus beschäftigt **Diakon Patrick Oetterer** aus der HA Seelsorge Personal im GV Köln unter dem Gesichtspunkt des Sehens. Im Medium des Sehens erkennt er eine enorme Chance für das, was der Päpstliche Rat für Kultur „Kulturpastoral“ nennt. Die alte Sindone di Torino wäre dann ein modernes Mittel der Neuevangelisierung.

Prof. Dr. Erich Garhammer, Pastoraltheologe der Universität Würzburg, widmet sich der Leerraum gestaltenden und darin Gott Raum gebenden poetischen Sprache des Schriftstellers Reiner Kunze, der im August 82 Jahre wurde.

Dass St. Martin mehr als ein ihn darstellender Reiter auf dem Pferd samt Kindergefolge sein kann, wenn man sich bemüht, seine wirkliche Botschaft hör- und sichtbar zu machen, zeigt der kleine Bericht von **Dr. Stephan Kern**, der als Arzt in Bonn praktiziert und 2014 den Vorsitz eines örtlichen St. Martin-Ausschusses übernommen hat.

Pfr. Dr. Reiner Nieswandt aus Haan entwickelt im Rahmen der Diskussion um die Sterbehilfe 4 markante Thesen gegen ein aktuell breit anzutreffendes (Miss)-Verständnis von Selbstbestimmung.

Es grüßt Sie herzlich

Ihr



Gunther Fleischer

Maria Herrmann

Mehr als ein englisches Frühstück

Erfahrungen mit dem mission-shaped ministry (Fresh X) Kurs

Stehen eine Ordensfrau, ein evangelisch-lutherischer Ehrenamtlicher und eine reformierte Pastorin am Frühstücksbuffet eines Tagungshauses.

Was vielleicht klingen mag wie der Anfang eines Witzes, ist nicht weniger als ein mutiges Experiment im Angesicht einer ekklesiologischen Zeitenwende: Im vergangenen Jahr haben es etwa 20 leidenschaftliche Gemeindegründer, loyale Reformer und postkonfessionelle Taufgeweihte als Teilnehmende des einjährigen Weiterbildungskurses *Fresh X* von Kirche² gewagt. Nach zwei Jahren – und zwei Kursen mit etwa 50 Teilnehmenden – ist es an der Zeit, die Erfahrungen zu reflektieren, ein Zwischenfazit zu ziehen und über weitere Schritte der Bewegung nachzudenken.

1. Vorgeschichte

Seit etwa 10 Jahren sind Fachreferentinnen und Fachreferenten aus der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers und dem Bistum Hildesheim unterwegs in einer gemeinsamen Suchbewegung nach zukunftssträchtigen Bildern von Kirche und Gemeinde. Man kooperierte anfänglich unkonventionell, ausgehend von spontanem kollegialen Austausch, später in Arbeitsgruppen und an Studientagen und besuchte als ökumenische Lerngemeinschaft dritte Orte. So lernte man zum Beispiel in England die Idee der *fresh expressions of church* kennen.

Der zunehmend größer werdende Wunsch nach mehr Räumen gemeinsamen Lernens

verdichtete sich im Frühjahr 2013 im Kongress „Kirche²“, der seit diesem Zeitpunkt der ökumenischen Bewegung in Niedersachsen seinen Namen gibt.¹ Um nach der sehr erfolgreichen Großveranstaltung für Nachhaltigkeit zu sorgen und in langfristige Prozesse zu investieren, beauftragte man ab Sommer 2013 ein ökumenisch besetztes Team, das seither vernetzt, begleitet, reflektiert und katalysiert. Es widmet sich auf verschiedenen Handlungsebenen den immer deutlicher werdenden Fragehorizonten um Kirche, Ökumene und Mission: Neben der theologischen Reflexion einer missionalen Ekklesiologie mit ökumenischer Pointe beschäftigen die Fragen nach Kirchen- und Gemeindeentwicklung im Spannungsfeld von Tradition, Innovation und Vielfalt. Ferner fordert in diesem ganzheitlichen Prozess auch das Abenteuer Gemeindegründung heraus.

Anhand einer eigens kontextualisierten Variante einer Weiterbildungsmaßnahme, die man in England kennengelernt hatte, beschreitet man im *Fresh X* Kurs bei Kirche² auf mehreren Ebenen missionarisches, ekklesiologisches und ökumenisches Neuland.

2. Vorbild

Die Prozesse und Maßnahmen, mit denen die Church of England versucht, den drastischen Veränderungen des Verhältnisses von Kirche und Gesellschaft gerade im Hinblick auf die christliche Sendung zu begegnen und welche auch immer mehr deutsche pastorale Reisegruppen faszinieren, sind zu übersetzen – und das nicht nur sprachlich. Denn was sich in Großbritannien seit etwa 10 Jahren entwickelt, ist bemerkenswert und inspirierend.

Mutig und detailliert hatte man im Bischofsbericht *Mission-Shaped Church 2004*² die eigene Kirchenlandschaft analysiert, vor dem Hintergrund der beeindruckenden Zahlen des Abbruchs einer Volkskirche Aufbrüche ausmachen und kennzeichnen können und missions-theologische sowie ekklesiologische Ausblicke gewagt. Dabei

fürhte man für die wahrnehmbaren, sich neu entwickelnden Formen von Kirche, welche immer neben, durch und zwischen bestehenden Strukturen wachsen, den Begriff der *fresh expression of church* ein. Der Bericht endet neben Empfehlungen zur kirchenrechtlichen und strukturellen Vorbereitung missionarischer Initiativen auch mit der Befürwortung von Aus- und Weiterbildungsmaßnahmen.

Daher entstand vor etwa 10 Jahren der *Mission-Shaped Ministry (msm)* Kurs, der seither über hundertmal stattgefunden und damit in fünf Revisionen des Kursmaterials mehr als 3.600 Menschen unterstützt und gefördert hat; als einzelne oder im Team, ehrenamtlich oder hauptamtlich, am Beginn einer Initiative oder schon in einem fortgeschrittenen Stadium, aber auch ausgehend von bestehenden Strukturen, die sich einer missionalen Regeneration unterziehen wollen.

Konfessionell bilden Teilnehmende und Verantwortliche vor allem anglikanische und evangelische Denominationen ab³; die Bewegung ist eine grundlegend ökumenische. Aus der Römisch-Katholischen Kirche ist bis zum heutigen Tage strukturell an der Maßnahme in Großbritannien, und soweit bekannt an anderen Orten, niemand beteiligt. Neben der Erfahrung in Norddeutschland beginnen sich jedoch auch weitere Akteure der Bistümer in Deutschland und der Schweiz für den Fresh X Diskurs zu interessieren.

Sie tun gut daran, denn die Zukunft der Kirche scheint gleichermaßen eine missionarische wie ökumenische zu sein – sofern diese beiden Momente der Ekklesiologie vor den Herausforderungen der Zukunft künftig überhaupt noch zu trennen sein werden.

Dem Ganzen zugrunde liegt gerade im ökumenischen Zugang das Einüben einer achtsamen Haltung, die ein zeitgemäßes Missionsverständnis bezeugt; nämlich eines, das von einem doppelten Hören geprägt ist, vom Hören auf Gott und seine Sendung und auf die Menschen und ihre Fragen.

Wie kann man sich also in diesem Sinne den Fresh X Kurs von Kirche² als einen von vielen Kristallisationspunkten einer Ökumene der Sendung⁴ genau vorstellen?

3. Kurs

Kontextualisierung ist eines der wichtigsten Lernziele des Kurses und Grundmoment der *fresh expression of church*.⁵ Kontextualisierung stand auch am Beginn der Arbeit von Kirche² mit einer konkreten norddeutschen Variante des Fresh X Kurses⁶: Mitte 2013 gab es noch keine deutsche Übersetzung des Materials, mit der den Kursleitenden eine Durchführung möglich gewesen wäre. Daher musste, ausgehend vom reichhaltigen Material des englischen *mission-shaped ministry*-Kurses, eine eigene Variante erstellt werden, die enormen Ansprüchen und Anforderungen ausgesetzt war: Neben den sprachlichen, den theologischen und den didaktischen Kontextualisierungsprozessen war es auch aufgrund äußerer Rahmenbedingungen notwendig, Anpassungen vorzunehmen.

Für gewöhnlich findet der Vorbild-Kurs in kleinen geographischen Räumen statt, so dass man zu den Einheiten wöchentlich zusammenkommen kann. Bei Kirche² erstreckt sich das Einzugsgebiet des Kurses über ein ganzes Bundesland hinweg, was zu einer Kursstruktur führte, die auf 6 Wochenenden aufgebaut ist.

Zu den Kernwerten, die man vollständig aus dem Vorbildkurs übernommen hat, zählen ein grundsätzlich ökumenischer Ansatz und ein möglichst breit angelegter Einblick in unterschiedliche Traditionen und „spirituelle Sprachschulen“. Das Verständnis des Kurses als eine Schule der Nachfolge und geistlicher Prozess sind ebenso zu Grunde zu legen wie der Anspruch an flexible, zeitgemäße und kontextualisierte Zugänge zu den Lerninhalten, die auch in eine gemeinschaftliche und somit ganzheitliche Dimension des Lernens münden sollen.

Die Grundstruktur der Inhalte des Kurses zeigt sich in einem 3-teiligen Aufbau:

Grundlagen, (Trans-)Formation und Nachhaltigkeit. So beginnt der Kurs mit essentiellen Überlegungen zu Kirchenbildern, Gemeindeverständnis und Missionstheologie. Visionsbildung, Berufung und Nachfolge sind ebenso wichtige und grundlegende Bestandteile wie die Verhältnisbestimmung von Kultur bzw. Kontext und Evangelium. Die Themen in der Mitte des Kurses sind vor allem von praktischen Aspekten geprägt wie Teambildung, Leitung und Gemeindeaufbau und -entwicklung. Dieser Teil endet mit einem deutlichen Akzent auf Spiritualität, Gebet und geistlichem Leben. Im letzten und vertiefenden Teil des Kurses geht es unter anderem um Gruppendynamiken, um die Frage nach dem Scheitern und dem Umgang mit Fehlern gerade aus der Perspektive eines Leitenden und um Prinzipien einer lernenden Organisation.

Diese (und weitere) Themen sind in der englischen Vorlage jeweils eingebettet in Lerneinheiten, die einem zeitlichen Umfang von 90 Minuten entsprechen. Da die Wochenendstruktur eine andere Inszenierung der Themen erfordert, wurden wenige Umstellungen und Kürzungen notwendig, die allerdings alle den Kernwerten entsprechen. 23 der ursprünglichen 29 Einheiten konnten in den Kanon des Kirche² Kurses übernommen werden.

Die Vermittlung und Didaktik der Inhalte basiert, nicht nur aufgrund der im Vergleich zum englischen Original veränderten äußeren Umstände des Kurses, auf einem Ansatz, der induktiv und partizipativ angelegt ist: Maximale Partizipation wird als grundlegendes Prinzip kirchlichen Handelns erachtet⁷. Der gemeinsame Glaubenssinn eröffnet gerade im ökumenisch-missionarischen Zusammenspiel ungeahnte Räume und Möglichkeiten.

Anders als bei den englischen Einheiten, die sehr durch frontales Lernen geprägt sind, steht am Beginn jeder Lernerfahrung des Fresh X Kurses von Kirche² das Sammeln der Erfahrungen der Kursteilnehmenden; methodische Zugänge bringen die Erkenntnisse der vielfältig aufgestellten Lerngemeinschaft zusammen⁸.

Auch spirituell, liturgisch und geistlich wurde an den Kontext angepasst: So wurde weniger Wert gelegt auf den frontal ausgerichteten Worship nach englischem Vorbild. Stattdessen waren auch die geistlichen Elemente Lernorte für kreative Liturgien, Gottesdienstformen mit konfessioneller Profilierung und in verschiedenen spirituellen Dialekten.

Ein Kurs wie der Fresh X Kurs von Kirche² lebt – gerade durch seine partizipative und ökumenische Anlage – fundamental von seinen Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Die Zusammensetzung der beiden Durchgänge konnte zukunftsträchtiger kaum sein: So gab es sowohl beim Geschlecht der Teilnehmenden als auch bei ihrer Berufung (als so genannte Ehrenamtliche oder Hauptamtliche) und ebenso bei der konfessionellen Herkunft ein ausgewogenes Verhältnis. Das Alter erstreckte sich in beiden Kursen von 30 bis 65 Jahren, die Herkunft bündelte sich im nordwestdeutschen Raum, wenngleich es auch einzelne Teilnehmende aus Österreich, Süd-, Mittel und Westdeutschland gab.

4. Initiativen

Wer sind die Teilnehmenden, aus welchen Kontexten kommen sie und was beschäftigt sie? Hier lässt sich die gesamte Bandbreite der Kirchenentwicklung abbilden und gleichzeitig grundlegend theologisch reflektieren:

So nahm zum Beispiel ein Team von Ehrenamtlichen am Kurs teil, die in ihrem Engagement mit Jugendlichen in (am Rande?) einer bestehenden evangelisch-lutherischen Parochie ekklesiogenetische Grundfragen sehr deutlich zu spüren bekommen: Phänomenologisch stünde diese Initiative in England einer Fresh Expression durch soziales Engagement, relevante und milieusensible Form der Nachfolge und Sendung in einen konkret gefassten Kontext sehr nahe. Jugendliche erleben hier ihre Form von Kirche. Doch verbleibt dieses ekklesiologische Emergenz, die im Zusammenhang

englischer Initiativen einen anderen kirchlichen Status zugeschrieben bekäme, in der Außenwahrnehmung, wie an so vielen anderen Orten, mit dem Projektcharakter behaftet und wird als „Arbeit“ für – oder im besten Fall noch mit – Jugendlichen wahrgenommen. (Ab) wann ist also Gemeinschaft Gemeinde?

Ähnlich lässt sich eine Initiative des Kurses befragen, die sich sehr früh den Fragen von Beteiligung, Versorgung und Integration von Flüchtlingen und Asylbewerbern gestellt hat: Das Team der Ehrenamtlichen wuchs unter Leitung des ortsansässigen Pfarrers so enorm, dass die regelmäßig stattfindenden Treffen der Initiative die mittlerweile größten im ganzen Kirchenkreis sind. Der Prozess, der hierbei zu beobachten ist, zeigt, dass Mission und Partizipation eng miteinander verbunden sind: Der Großteil der Ehrenamtlichen, die jetzt engagiert sind, hatten vorher nichts (mehr) mit der örtlichen Gemeinde zu tun und bezeichnen nun den gemeinsamen Dienst als ihre Form von „Kirche“. Erste Vergemeinschaftungsformen, auch liturgische und seelsorgerliche Elemente beginnen innerhalb der Dienstgemeinschaft ansichtig zu werden. Ab wann wird diese Initiative eine eigenständige Gemeinde? Welche Parameter beschreiben die Entwicklung?

Zugespitzter wird die Fragestellung bei Teilnehmenden des Kurses, die sich aus bestehenden ökumenischen Strukturen heraus der Sendung der Kirche neu zuwenden möchten. Teilnehmende, die zum Beispiel schon seit Jahren als Pfarrer und Pfarrerin gemeinsam in einem Stadtteil arbeiten und im missionarischen, das heißt vor allem sozial-politischen und caritativen Wirken in diesen hinein schwerfällige ökumenische Diskurse durchbrechen möchten und so Kirche von ihrer Ökumene der Sendung her formen lassen. Entsteht dabei eine neue ökumenische Gemeinde und wie kann das gehen, ohne dass die jeweiligen konfessionelle Profilierung verloren geht?

Auch ganz „neue“ Orte waren im Blick und stellten ihre eigenen Fragen: Zum Beispiel eine Gemeindegründung im Groß-

stadt-Milieu der Modernen Performer. Der federführende Pfarrer erwirkte hierfür eine Freistellung und könnte somit als einer der ersten strukturell beauftragten Pioniere nach englischem Vorbild genannt werden.⁹

Andere Kontexte und Fragen lassen sich anschließen:

Was bedeutet Gemeindegründung in einem kulturellen Kontext wie zum Beispiel einer gemeinsamen Leidenschaft für Tanz? In einem sozialen Kontext wie einem Altenpflegeheim oder Krankenhaus? Was an einer Hochschule? Mit Familien? Im ländlichen Raum? In welchem Verhältnis stehen Fresh Expressions und Kleine Christliche Gemeinschaften oder auch Basisgemeinden?

Auch sehr ungewöhnliche Kontexte lassen sich in dem Kurs ausmachen: Was bedeutet zum Beispiel Gemeindegründung für eine Ordensfrau? Wenn man sich die Bewegungen rund um den so genannten New Monasticism¹⁰ ansieht und sich auf der Folie der Fresh Expressions of Church mit den großen Ordensgründungen beschäftigt, beginnt man zu ahnen, dass auch hier ein wechselseitiges Lernen und ein ekklesiogenetischer Diskurs sehr fruchtbar wäre.¹¹

5. Erkenntnisse

Diese Erfahrungen münden in einer Art Seh- und Sprachschule: Denn wir müssen nicht nur lernen, neu zu sehen („Seht, ich mache alles neu!“), sondern auch diese Phänomene auf Zukunft hin ausgerichtet und achtsam zu beschreiben.

Dabei helfen Erfahrungen wie der Fresh X Kurs von Kirche². Sie ermöglichen das Neuentdecken der Sendung als grundlegenden Wesensvollzug der Kirche; als ihr Erbgut, das Form und Struktur verleiht. Diese missionarische Dynamik gilt neuen Räumen, Orten und Kontexten gleichermaßen wie bestehenden und bewährten. Oftmals geht es gar nicht so sehr darum, neue Dinge zu tun, sondern sie auf eine neu ausgerichtete Weise, überdacht, sozusagen „umgekehrt“ zu tun. Die Wirkorte der Teilnehmenden

bestätigen das ebenso, wie die Erfahrungen in England und eine nüchterne Betrachtung deutscher Kirchenrealitäten: So sehr wie wir uns um das bemühen sollten, was (noch) nicht ist, so sehr gilt es sich dem Ganzen zu widmen und das bestehende Gute zu fördern. Dabei treten Fragen zu Tage, wie die nach Akteuren (zum Beispiel Partizipation, Leitung, Teams, ehrenamtliche Beauftragung, Berufung, Charismenorientierung), Grundvollzügen (Gemeinschaft, Liturgie, Diakonie und Verkündigung) und Prozessen (geistliche Prozesse, Projektmanagement, Begleitung, Mentoring, Ausbildung und Weiterbildung).

Der so entstehende Diskurs macht deutlich: Wichtig sind neue Kontexte, nachhaltig ist nur ein ganzheitliches Bild von Innovation. Wir müssen sie regenerativ verstehen lernen, Mission setzt ihre Dynamik frei.

6. Zukunft

Wie es in Hannover mit dem eigenen, kontextualisierten Kurs und Kirche² nun genau weitergeht, ist noch nicht hinreichend geklärt. Zunächst gilt es, beschriebene Erfahrungen, - neben der bereits veröffentlichten Dissertation zum Thema der Kontextualisierung - auch auf breiter Basis zu reflektieren und konzeptionelle und strategische Schlüsse für eine nachhaltige und im besten Fall auch ökumenische Kirchenentwicklung zu ziehen. Helfen könnten dabei andere Kursformen, zum Beispiel als Blockveranstaltung, welche durch eine andere zeitliche Beanspruchung auch andere Zielgruppen von Teilnehmenden ansprechen kann. Ebenso im Blick ist eine Kontextualisierungsschulung, die sich als eine Meta-Multiplikation unter Leitungsaspekten mit der Weitergabe der Kursinhalte beschäftigt.

Die Kursvariante des gesamtdeutschen Netzwerks Fresh X hingegen wird in den kommenden Monaten vollständig übersetzt sein, so dass auch an weiteren Orten die Möglichkeit besteht, sich mit der The-

matik ganz konkret auseinander zu setzen. Dazu bilden sich mehr und mehr regionale Schwerpunkte, die eine Vertiefung auf inhaltlicher Ebene sicherstellen. Zum Einstieg bietet sich ein Intro-Kursmodell an, das auf der Website des deutschsprachigen Netzwerks Fresh Expressions zum Download zur Verfügung steht.

Darüber hinaus wird bei Kirche² über weitere begleitende Maßnahmen nachgedacht: So werden im Sommer 2016 Gründerexerzitien stattfinden, über ein Mentoring Programm und Zusammenarbeit mit regionalen Innovations- und Gründernetzwerken im Bereich der Kreativ-Wirtschaft wird verhandelt. Auch Lernerfahrungen durch regionale Kongresse und Reisen an 3. Orte, wie zum Beispiel im Herbst 2016 eine Reise zum Thema „why cities matter“ nach Südafrika sind in Planung.

Die Erfahrungen nehmen uns nun aber auch grundsätzlich in die Pflicht, gemeinsam mehr über „das Kirchen“ zu reflektieren. Und vielleicht beginnt das einfach mal bei einem gemeinsamen Frühstück mit Kollegen einer anderen Konfession, mit einem anderen Dienstauftrag, einer anderen Erfahrung des Kirche-Seins. Denn so haben schon die besten Geschichten und größten Abenteuer begonnen.

Kontakt:

www.kirchehochzwei.de
www.facebook.com/kirchehochzwei
www.twitter.com/kirchehoch2
dazu auch:
www.freshexpressions.org.uk
www.freshexpressions.de

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Kirche². Eine ökumenische Vision. Philipp Elhaus/Christian Hennecke (Hg.). Würzburg 2013.
- ² Mission Shaped Church. Church Planting and Fresh Expression in a Changing Context, CHP. London, 2009. Dazu in einer deutschen Übersetzung in „evangelischem Dialekt“: Mission bringt Gemeinde

in Form, Michael Herbst (Hg.), BEG Praxis/Aussaat. Neukirchen-Vluyn 2009.

- ³ Wichtige Protagonisten dabei sind unter anderem die Church of England, die Church of Scotland, die Vereinigte Reformierte Kirche, die Evangelisch-Methodistische Kirche, die Heilsarmee und missionale Netzwerke
- ⁴ „So sende ich euch“. Eine Ökumene der Sendung, Dirk Stelter/Dagmar Stoltmann-Lukas, in: Kirche². Eine ökumenische Vision.
- ⁵ Vgl. dazu auch das der Bewegung als Grundlage dienende Standardwerk: Church for Every Context. An Introduction to Theology and Practice. London 2012.
- ⁶ Im Zuge dieses Prozesses entstand auch ein Dissertationsprojekt, das den Kontextualisierungsprozess wissenschaftlich begleitet hat: Mind the Gap. The Relevance of Contextualization for the Training Course Fresh X-Der Kurs by Kirche², Sandra Bils, Doctor of Ministry. Paper 107/2015, <http://digital-commons.georgefox.edu/dmin/107>
- ⁷ Vgl. etwa: „Glaubensträgerin ist die Kirche als Ganze, darum müssen bei ekklesialen Weichenstellungen möglichst viele Christinnen und Christen beteiligt werden.“ Die Kirche als Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft, Bertram Stubenrauch, S. 781 in: Der Glaube der Christen. Ein ökumenisches Handbuch (Band 1), Eugen Biser/Ferdinand Hahn/Michael Langer (Hg.). München 1999.
- ⁸ Vielfalt und Partizipation sind nicht nur grundlegende Wesenszüge einer Theo-Logie, sondern auch einer Ekklesio-Logie. Wie sich das anhand von ökumenischen Lernprozessen wie einem Fresh X Kurs abbildet, bleibt noch zu beschreiben. Vgl. dazu auch: Disunity in Christ. Uncovering the Hidden Forces That Keep Us Apart, Christena Cleveland 2013.
- ⁹ Dies stellt natürlich die Frage nach Ausbildung, Weiterbildung, Begleitung, Beauftragung und den rechtlichen und strukturellen Rahmenbedingungen für heilige Experimente von Pionieren.
- ¹⁰ Vgl. New Monasticism as Fresh Expression of Church, Graham Cray/Ian Mobsby/Aaron Kennedy (Hg.). London 2010.
- ¹¹ Die Deutung der Orden als innovatorische Funktion für die Kirche und gleichzeitig als deren Korrektiv und entsprechende Folgerungen, wie sie durch J. B. Metz vorgenommen wurden, lassen sich an vielen Punkten auch für die Fresh Expressions of Church übernehmen. Vgl. Johann Baptist Metz: Zeit der Orden? Zur Mystik und Politik der Nachfolge. Freiburg i. Br. 1986.

Eva-Maria Will

70 Jahre nach Kriegsende

Zur Pastoral der heilenden Erinnerung und Versöhnung

70 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges haben in Deutschland zahlreiche Veranstaltungen rund um den 8. Mai stattgefunden, an denen der 60 Millionen Kriegstoten gedacht wurde. Erstmals wurde in diesem Jahr auch im Rahmen des Weltflüchtlingstages der Vereinten Nationen am 20. Juni bundesweit an die 12-14 Millionen Flüchtlinge und Vertriebenen erinnert, die unmittelbar nach Kriegsende aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten fliehen mussten bzw. vertrieben wurden. Welche Anknüpfungsmöglichkeiten bieten sich hier für die Seelsorge?

Nicht nur die beiden Gedenktage, sondern auch die rasant wachsende Flüchtlingszahl heute boten Anlass, im Erzbistum Köln für Februar bis Mai 2015 mehrere Veranstaltungsformate zu planen. Die Veranstaltungsreihe unter dem Titel „Der lange Schatten des Krieges“, richtete sich besonders an Zeitzeuginnen und Zeitzeugen des Krieges sowie die nachwachsende Generation und diejenigen, die sich mit der Thematik befassen. Die Vorträge, Podiums- und Filmgespräche, Ausstellungen sowie die literarische Lesung und der ökumenische Gedenkgottesdienst fanden in Tagungshäusern und Kirchenräumen, aber auch an einem geschichtsträchtigen Ort wie dem ehemaligen Kölner Gestapo-Gefängnis (EL-DE-Haus) statt.

Die beachtliche Resonanz von rund 5000 Teilnehmenden macht deutlich, wie sehr der Zweite Weltkrieg viele Menschen auch heute noch beschäftigt. Das Ziel der Veranstaltungsreihe, die die Frauenpastoral in Kooperation mit dem Katholischen Bil-

dungswerk Köln und der Katholischen Familienbildungsstätte Bergisch Gladbach durchführte, war, nicht nur an die eigenen Erfahrungen zu erinnern, sondern diese auch für die aktuellen Herausforderungen fruchtbar zu machen.

Der verschlossene Koffer

Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen lässt unsere Gesellschaft immer noch nicht zur Ruhe kommen. Im Jahre 2013 wurde der dreiteilige Fernsehfilm „Unsere Mütter – unsere Väter“, erstmals im ZDF ausgestrahlt und inzwischen mehrfach wiederholt. Die tagelangen Berichte in den Medien machen deutlich, wie sehr das Thema den Nerv eines großen Teiles der Bevölkerung in Deutschland, aber auch in unseren Nachbarländern getroffen hat, wo der Fernsehfilm ebenfalls gezeigt, allerdings teilweise auch gerade wegen der vermeintlich zu starken Opferrolle der Deutschen heftig kritisiert wurde.

Das bedeutet jedoch nicht, dass in den letzten 70 Jahren in den Familien offen über die Katastrophe des Krieges und seine psychischen Folgen gesprochen worden ist. Davon zeugen die Koffer oder Kisten, die auf manchem Dachboden oder im Keller des Hauses so verstaut waren, dass man nicht an sie herankam. Man wollte sie auch nicht öffnen, weil man fürchtete, dass mit den Erinnerungsstücken an die Kindheit oder die sog. „schlechte Zeit“ Trauer und Angst wieder hochkommen. Manchmal mussten es andere übernehmen, die Geschichte weiterzuerzählen wie Christian Graf von Krockow, der in „Die Stunde der Frauen“ die Fluchtgeschichte seiner Schwester Libussa erzählt, die im Rahmen des literarischen Gespräches auszugsweise vorgetragen wurde.

Die politische Wende in Europa und der Zusammenbruch des Ostblocks stellen in gewisser Weise eine Zäsur dar, denn Europa wird wieder zum Kriegsschauplatz von Bürgerkriegen: Wieder sterben Soldaten, wieder werden ungeheure Gewaltverbre-

chen verübt, nicht zuletzt an Frauen, und wieder müssen Menschen gewaltsam ihre Heimat verlassen – alles Erfahrungen, die sich heute millionenfach bei Syrern, Jesiden oder Afrikanern wiederholen. Beim „Missio Flucht Truck“ hatten Jugendliche ab 14 Jahren die Möglichkeit zu erfahren, was das Leben auf der Flucht heute bedeutet.

Zahllose Menschen, die den Zweiten Weltkrieg selbst miterlebt haben, werden angesichts der Bilder, die über den Bildschirm laufen, überwältigt von den eigenen Erinnerungen an die Kriegserlebnisse, die sich in Alpträumen, Panikgefühlen und Krankheitssymptomen äußern, ohne dass die Ursachen dafür erkannt werden. Doch sprechen können die Betroffenen meist nicht darüber, zumal sie oft die Erfahrung gemacht haben, dass sich kaum jemand für ihr persönliches Schicksal interessiert, nicht zuletzt, wenn sie anfangen, von der Flucht und der verlorenen Heimat zu sprechen. Jahrzehnte lang haben die sog. Heimatvertriebenen generell unter Revanchismusverdacht gestanden, und das, obwohl etwa die Hälfte der Deutschen einen Migrationshintergrund hat, was jedoch in keiner Migrationsstatistik auftaucht. Auch ist nicht darüber gesprochen worden, wie es den Flüchtlingen erging, als sie als Deutsche Aufnahme bei Deutschen suchten. Sie haben am eigenen Leib erfahren, was Fremdsein in der „Kalten Heimat“ und was „mentale Obdachlosigkeit“ bedeutet, die auch heute vielfach noch spürbar ist. Wenn das in der Flüchtlingsarbeit und –Seelsorge heute zur Kenntnis genommen wird, dann lässt sich vorstellen, wie viel schwerer es die Flüchtlinge heute haben, die eine fremde Sprache sprechen und einen anderen kulturellen Hintergrund haben. Auch über diese Zusammenhänge sprach Dr. Andreas Kossert, wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung, in seinem Vortrag zum Auftakt der Veranstaltungsreihe. Die Angst vor dem Neuen und vor dem Fremden prägt besonders die Menschen in den neuen Bundesländern. Und es stellt sich die Frage, inwie-

weit die nicht aufgearbeitete Geschichte eine Ursache dafür ist, dass vor allem hier die Ablehnung von Fremden und gewalttätige Ausschreitungen gegenüber Flüchtlingen so hoch sind.

Unbearbeitete Kriegserlebnisse

Unmittelbar nach dem Krieg wurden die Kinder, die den Krieg miterlebt hatten, auf körperliche Auffälligkeiten wie Unterernährung oder schreckhaftes Verhalten hin untersucht: alles Folgen von Hunger und Kälte, Gewalt und Tod, von Heimweh und Angst. Vor 70 Jahren dachte man, dass die Kinder ihre schrecklichen Erlebnisse schnell wieder vergessen würden und schenkte den seelischen Phänomenen keine weitere Beachtung. Wer selbst Erfahrungen mit Leid und Trauer gemacht hat, weiß allerdings, dass Zeit allein die Wunden nicht heilt.

Deshalb verwundert es aus heutiger medizinischer Sicht nicht, dass die meisten Kinder sich zwar normal entwickelten, als langsam Ruhe in ihr Leben einkehrte, aber die schlimmen Kriegserlebnisse sich dennoch tief in ihre Seele eingruben, wo sie verschlossen blieben. Später bauten sie sich ein neues Leben auf und hatten keine Zeit für Aufarbeitung und Trauer. Erst als immer mehr Frauen und Männer der Jahrgänge 1927 bis 1947 im fortgeschrittenen Alter chronische Krankheiten entwickelten und Hilfe bei Ärzten und Therapeuten suchten, wurde die Forschung wieder auf die ehemaligen Kriegskinder aufmerksam. Prof. Hartmut Radebold war in Deutschland einer der ersten, der damit begann, die unverarbeiteten Spätfolgen aus der Kindheit zu erforschen. Einen ersten Höhepunkt in der Wissenschaft bedeutete 2005 der internationale Kongress, der sich mit der „Generation der Kriegskinder und ihre Botschaft für Europa sechzig Jahre nach Kriegsende“ befasste. Seitdem hat sich allmählich die Erkenntnis durchgesetzt, dass etwa ein Drittel aller ehemaligen Kriegskinder als traumatisiert bezeichnet werden muss. Traumatisier-

te Menschen leiden an einer „seelischen Verletzung durch extreme, bedrohliche Ereignisse, vor denen man sich weder durch Angriff, noch durch Flucht schützen kann und die mit dem Gefühl einhergehen, dem Geschehen hilflos ausgeliefert zu sein“ (Luise Reddemann).

Breitenwirkung hat die wissenschaftliche Forschung vor allem durch das Buch der Kölner Hörfunkjournalistin, Sabine Bode, erhalten: „Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen“, in dem sie zahlreiche Lebensgeschichten von ehemaligen Kriegskindern gesammelt und aufgeschrieben hat. In der Ausstellung in der Kölner Minoritenkirche wurden im Rahmen der Veranstaltungsreihe besonders die „Leidenswege von Frauen im Krieg – und 70 Jahre danach“ gezeigt. Anhand von Exponaten aus der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn und aus privaten Händen wurden die zum Teil erschütternden Geschichten erzählt, die sich mit den Zeitdokumenten verbinden. Die beiden Zeitzeuginnen Maria Baumann und Anita Krenz erzählen in dem dort gezeigten Film „Überleben im Untergang“ von Bombennächten in dunklen Luftschutzkellern, von der überstürzten Flucht mit der Schwester und den Kindern aus Ostpreußen bzw. von der Halbinsel Hela, davon, dass es keine Zeit zum Abschied nehmen gab, von der Ankunft im Westen Deutschlands und den Schwierigkeiten und Anstrengungen, dort eine neue Heimat zu finden. Über die Integration der Flüchtlinge nach dem Krieg als Herausforderung für die Migranten- und Flüchtlingspastoral heute sprachen die Podiumsteilnehmenden beim Talk am Dom zum Abschluss der Reihe.

1945 waren es vor allem die Frauen und Mütter, die zutiefst mit dem Flüchtlings-schicksal verbunden sind. Zeitzeug(inn)en wie die beiden Frauen fangen allmählich an zu berichten, welche Verantwortung sie übernehmen mussten, unter welchem Druck sie standen und wie groß die Angst war, unter der sie litten. Später im Alter führte das oft zu psychosomatischen Beschwerden oder gar zu einem Zusammen-

bruch, weil die psychische Widerstandskraft verloren gegangen war.

Das unsichtbare Gepäck

Weil die ehemaligen Kriegskinder ihre eigene Geschichte nicht aufarbeiteten, gaben sie die Last der ungelösten Konflikte ungewollt an ihre Kinder (zwischen 1955 und 1975 geboren) weiter, die sich in Ängsten und Gefühlen der Einsamkeit und Entwurzelung äußern. Die Psychotherapeutin und Autorin Bettina Alberti sprach im Kölner Karmel über diese kriegsbedingten „seelischen Trümmer“.

Aufgrund ihrer eigenen Erziehung (schwarze Pädagogik) und der schrecklichen Kriegserlebnisse erzogen die ehemaligen Kriegskinder ihre Kinder oft mit einer gewissen Härte und taten sich schwer, ihnen Nähe zu geben und sich der Sorgen anzunehmen. Diese wiederum spürten, dass es bei ihren Eltern unbekannte und nicht erreichbare Erfahrungen gab, über die jedoch nicht oder nur in Andeutungen gesprochen wurde. Sie hatten vor allem das Gefühl, bei den Eltern wieder etwas gut machen zu müssen, ihnen wieder etwas an Verlorenem beschaffen zu müssen, was ihnen jedoch kaum gelingen konnte. Dadurch gerieten die sog. Kriegsenkel später oft unter psychischen Druck, ohne dass sie die Ursachen dafür benennen konnten. Sie spüren, dass sie selbst in einer von Schuld und Trauma der Eltern durchdrungenen Atmosphäre aufgewachsen sind, aus der diffuse Ängste bis hin zu einer großen Existenzangst erwachsen. Daraus resultieren oft ein mangelndes Gefühl von Selbständigkeit und Stabilität und die Schwierigkeit darüber zu reden.

Viele der heute etwa 40-55 Jährigen haben zudem Probleme mit ihrer Identität: Wer bin ich, und woher komme ich? Wie kann ich von Heimat sprechen oder mich verwurzeln, wenn ich nicht weiß, was das ist. Was bedeutet es für mich, den Namen eines Angehörigen zu tragen, der im Krieg verstarb? Welche Möglichkeiten gibt es, den Betroffenen zu helfen? Wie

können Seelsorge und Therapie hier ansetzen?

Heilende Erinnerung

Im Rahmen der Veranstaltungsreihe wurde an drei verschiedenen Standorten (Köln, Bergisch Gladbach, Bonn) der Film, „Wir Kriegskinder. Wie die Angst in uns weiterlebt“ von Dorothe Dörholt gezeigt. In dem Film wird anschaulich, welche Unterstützung und Hilfen es für Frauen und Männern geben kann, die unter den Spätfolgen des Krieges leiden. Da ist Familie Schulz. Herr Schulz ist kriegstraumatisiert. Der Sohn sagt: Ich leide daran, dass meine Mutter leidet, weil mein Vater leidet. Sowohl der Sohn, als auch die beiden Schwestern haben chronische Krankheiten entwickelt. Da eine Art Teufelskreis entstanden ist, muss die Heilung bei der Ursache ansetzen, nämlich bei den unverarbeiteten Kriegserlebnissen des Vaters. Durch die Verschleppung seines Vaters und die anschließende Flucht ist er schwer traumatisiert. Über alles hat er seitdem geschwiegen. Nach einem anfänglich unauffälligen Leben, in dem er „funktioniert“, bricht er eines Tages, hervorgerufen durch einen äußeren Anlass, zusammen. Mit Hilfe einer Psychotherapeutin fängt Herr Schulz an, seine Familiengeschichte aufzuarbeiten und nimmt dabei wahr, wie sehr seine Frau und die Kinder stets die dunklen Schatten in seinem Leben auch am eigenen Leib gespürt haben. Erstmals erzählt er seiner Frau und den Kindern von seinen Kriegserlebnissen und macht sich zusammen mit ihnen auf den Weg in die alte Heimat Ostpreußen im heutigen Polen. Hier finden sie die Stelle, wo der Vater hingerichtet worden sein muss und nehmen dort in einem bewegenden Ritual Abschied von ihm. Danach empfindet er endlich Frieden, und seine Herzbeschwerden und anderen Krankheitssymptome verschwinden. Auch seine Familie ist versöhnt. Der Sohn sagt: Dem Vater geht es gut, und damit geht es uns allen gut. Die Tochter sagt: Es gibt keine Tabus

mehr. Wir können jetzt endlich über all seine schlimmen Erlebnisse sprechen. Der Teufelskreis ist durchbrochen.

Der Film macht auch deutlich, wie wichtig es ist, nicht nur Ärzte und Pflegekräfte in Krankenhäusern, Altenheimen und Hospizen für die Thematik zu sensibilisieren und sie entsprechend zu schulen, sondern auch die Seelsorger(innen). Aus diesem Grund lud die Abteilung Seelsorge im Sozial- und Gesundheitswesen im Erzbistum Köln im April zu einem Diözesantag für die Pastoralen Dienste in der Krankenhauseelsorge ein, der unter dem Thema „Traumata in der Kindheit älterer Patient/inn/en“ stand.

Aufgaben für die Pastoral heute

Solange der Zweite Weltkrieg, seine Vorgeschichte und seine Folgen nicht aufgearbeitet sind, und solange es Menschen gibt, die unter den Spätfolgen leiden, ist auch die Seelsorge gefragt. Das zeigen die Erfahrungen in der Krankenhaus-, Altenheim- und Hospizseelsorge, und das hat sich auch durch die Veranstaltungsreihe noch einmal bestätigt. Deshalb ist es nach wie vor sinnvoll und notwendig, in der Gemeindeseelsorge, Bildungsarbeit und in Beratungsstellen geschützte Räume anzubieten, in denen diejenigen zusammenkommen, die sich informieren und austauschen wollen. Generationenübergreifende Angebote stellen eine besondere Chance dar, weil so Angehörige der Erlebnisgeneration und die nachwachsende Generation miteinander über ihre Familiengeschichte ins Gespräch kommen und voneinander lernen können.

Weil sich diejenigen, die eine ähnliche Erlebnis- und auch Familiengeschichte haben, häufig als „Schicksalsgemeinschaft“ empfinden, wie es eine Teilnehmerin am Filmgespräch ausdrückte, erwächst daraus das Bedürfnis, sich immer wieder auch mit denjenigen zu Gespräch, Gottesdienst und Wallfahrt zu treffen, die dieselben religiösen und kulturellen Wurzeln haben. Während die diözesane Seelsorge für Vertriebene und Aussiedler (die ab den 70er Jahren

nach Deutschland gekommen sind) weiter gefördert werden soll, soll die überdiözesane Sonderseelsorge jedoch auslaufen. Zwar geht die Deutsche Bischofskonferenz beispielsweise davon aus, dass 900.000 Katholiken in Deutschland von Flucht und Vertreibung betroffen sind, doch dürften es wohl wie oben ausgeführt weitaus mehr sein, zumal aktuell immer mehr Flüchtlinge hinzukommen, die ebenfalls unter den Folgen von Gewalt und Terror leiden und Angebote (wie Seelsorge und Therapie) benötigen.

Mehrere Generationen leiden, wie wir gesehen haben, unter den Erfahrungen von Gewalt, Gefangenschaft, Lagerhaft, Folter und Tod, und niemand darf vergessen werden. So wurde beim ökumenischen Gedenkgottesdienst beispielsweise besonders an die Toten gedacht, die während des Krieges am Wegesrand liegenblieben oder nicht bestattet werden konnten. Da bleibt noch manche Trauerarbeit zu leisten. Die nationalsozialistische Gewaltherrschaft und der Zweite Weltkrieg haben 60 Millionen Opfer gefordert, denken wir vor allem an die 6 Millionen Juden oder 25 Millionen russische Zivilisten. Deshalb ist es notwendig, eine Kultur des Erinnerns zu pflegen, die vor dem Vergessen bewahrt und der Versöhnung der Völker, aber auch des Einzelnen dient.

Literatur:

Alberti, Bettina, *Seelische Trümmer*. Geboren in den 50er- und 60er-Jahren: Die Nachkriegsgeneration im Schatten des Kriegstraumas (München 2013).

Bode, Sabine, *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen* (Stuttgart 192014).

Dies., *Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation*. Stuttgart 2009.

Kossert, Andreas, *Kalte Heimat. Die Geschichte der Vertriebenen nach 1945*. München 2008).

Ders., Böhmen, Pommern, Syrien, in: DIE ZEIT Nr. 5, 29. Januar 2015, S. 16.

Krockow, Christian Graf von, Die Stunde der Frauen. Bericht aus Pommern 1944 bis 1947. Stuttgart 1988.

Polak, Regina, Migration als Ort der Theologie, in: Tobias Keßler (Hg.), Migration als Ort der Theologie. Regensburg 2014.

Radebold, Hartmut, Die dunklen Schatten unserer Vergangenheit. Ältere Menschen in Beratung, Psychotherapie, Seelsorge und Pflege. Stuttgart 2005.

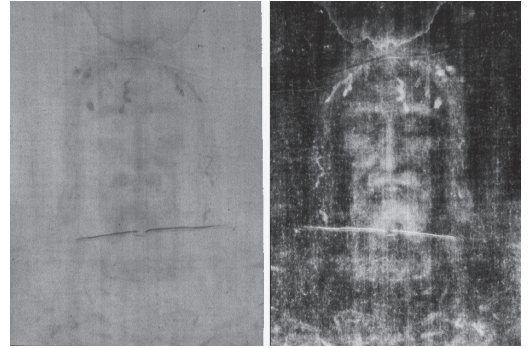
Tiebler-Marenda, Elke, Arbeit für Migranten. Hürden – Zugänge – Hilfen. Freiburg 2008.

Ustorf, Ann-Ev, Wir Kinder der Kriegskinder. Freiburg ²2009.

Weitere Informationen:
www.abschied-trost.de
www.aktion-neue-nachbarn.de

Patrick Oetterer

Gott ist das Sehen¹



Original-Ausschnitt des Antlitzes des Toten auf dem Turiner Grabtuch (links) und Fotonegativ von diesem Ausschnitt (rechts)

© Joachim Schäfer, Ökumenisches Heiligenlexikon

Zwei Ereignisse werfen Ihr Licht vor aus. In deren Kontext seien diese Überlegungen gestellt: Papst Franziskus hat das Heilige Jahr der Barmherzigkeit für den Zeitraum vom 8. Dezember 2015 bis zum 20. November 2016 ausgerufen. Außerdem wurde aus Anlass des 200. Geburtstages des heiligen Don Bosco das sogenannte Turiner Grabtuch vom 19.4.-24.6.2015 in Turin, dem Geburtsort des Heiligen, gezeigt. Dazu unten mehr. Beide Anlässe vermitteln uns inhaltlich: Gott sieht jeden einzelnen von uns wie alles Seiende insgesamt, er verlässt uns nicht, er ist gegenwärtig und unbegreiflich barmherzig. Es wird unter verschiedenen Aspekten versucht, dies anhand weitreichender Konsequenzen am Beispiel des Turiner Grabtuches aufzuzeigen.

In seinem Sehen erschafft Gott uns, hält uns im Dasein und begleitet uns mit seiner grenzenlosen Liebe durch unser Leben. Gottes Sehen schenkt uns das An-Sehen. Sein Sehen ist seine Gegenwart und unmittelbare Nähe, ohne die wir nicht leben könnten. Sein Sehen ist seine Liebe,

die er uns aus überfließender Barmherzigkeit zuwendet. Darin sind wir gehalten und entlassen zu einem Leben in Freiheit und Verantwortung für die Mitmenschen, die Schöpfung und uns selbst. Auf diese Weise schenken wir sein Uns-An-Sehen als unser eigenes An-Sehen anderer weiter. Wir übermitteln darin IHN selbst, weil er auch durch uns lebt und wirkt und sich über diesen persönlich-intimen Weg weiterverschenken will. Ohne diese Bewegung der liebenden Zuwendung Gottes kann demnach weder die Schöpfung bestehen noch irgendein Mensch leben. Unsere Aufgabe als Menschen erfüllt sich insofern von hierher und zutiefst darin, es sei noch einmal betont, dass wir mit unserem ganzen Leben Gottes An-Sehen unseres Lebens erkennen, seinen Blick bejahend zulassen und ihm dafür mit unserem Leben danken, indem wir uns weiterverschenken. Auf diese Weise kann unser Leben schon hier und heute, zwar anders als im Jenseits, ein Leben mit IHM von Angesicht zu Angesicht und darum erfüllt sein (Joh 10,10). Es hat seinen Fixpunkt im Leben, im Tod und in der Auferweckung des Sohnes Gottes, der uns diesen Weg erschlossen und vorgelebt hat. Im Sehen seines Antlitzes erkennen wir uns nicht nur als von ihm Geliebte, wir lernen uns auch ungeschönt so kennen wie wir sind. Dies setzt, unter der Voraussetzung der Annahme dieserart Begegnung und Angebot, unsere Umkehr und unser geistliches Wachstum frei. Wir treten dann berührt, verwandelt und liebend in seine Nachfolge ein und nehmen bereitwillig unser/Sein Kreuz auf uns, denn sein Joch ist leicht (Mt 11,30).

Immer wieder ist das Turiner Grabtuch² in den Schlagzeilen³. Dies ist auch aktuell anlässlich seiner Ausstellung wieder der Fall. Weit über einer Millionen Besucher werden es betrachten und besonders den Blick des Antlitzes mit seinen geschlossenen Augen suchen und sich darein versenken. Das Tuch-Antlitz ist von einzigartiger Anziehung- und Ausdruckskraft. Die eingangs abgedruckten Bilder zeigen im Original und im Foto das Antlitz als Ausschnitt des

Gesamtabdruckes des Bildes des Leichnams auf dem Turiner Grabtuch⁴. Es wird mit guten Gründen angenommen bzw. vorausgesetzt, dazu nachfolgend mehr, dass dies das Antlitz Christi ist, das ihn als Toten nach der Kreuzabnahme im Grab liegend zeigt.

Was kann dieses Faktum im Zeitalter des Sehens, der Bilder und Medien für den Betrachter und die Kirche bedeuten? Welche Wirkung kann dieses Antlitz und das Turiner Grabtuch mit seinem darin fotoartig eingespeicherten Gesamtbild für eine Kulturpastoral bzw. für eine Neuevangelisierung der Kultur, für die Kirche und die Menschen heute haben? Unter Berücksichtigung verschiedener Gesichtspunkte wird diesen Fragen punktuell nachgegangen. „Denn eines bleibt ja in allen Entwicklungssprüngen der immer flüchtigeren Kommunikationstechniken. Das sind die Bilder selbst. Die Bilder bleiben. Sie sind nicht nur von Dauer und konstant – ihre Bedeutung nimmt ständig zu, und hier bahnt sich rasend schnell eine Entwicklung an, an deren Ende wir einen Sprung des Bewusstseins erwarten dürfen, der dem Fall der Berliner Mauer nicht nachstehen wird. Das wird die endgültige Anerkennung des Bildes als ultimatives Speichermedium sein, als Bilddokument und höchst komplexer Datenträger, der sich hinter keinem Supertext verstecken muss, ganz im Gegenteil. Es ist eine Revolution der Bilder, wie Menschen des Mittelalters sie vielleicht einmal erfahren und empfunden haben, als sie aus ihren dunklen Hütten und Häusern erstmals das funkelnde Bauwunder der Sainte Chapelle betraten, das ihnen vom Handeln Gottes in der Geschichte plötzlich in leuchtendem Glas erzählte. Auch das war eine Revolution. Die Reklamewände und flimmernden Werbetürme von Shanghai bis Tokio sind jedenfalls nur ein schwacher Vorgeschmack von dem, was uns da noch erwartet.“⁵

Unzweifelhaft kommt dem Turiner Grabtuch als ein hochkomplexes und bisher nicht voll verstandenes Bild-Speichermedium in diesem Zusammenhang eine kaum zu

überschätzende Bedeutung in der reproduzierbaren Bilderflut und Medienwelt zu, ist es doch ein „nicht-von-Menschenhand-gemachtes“⁶, sondern ein aus Gottes Willen und Wirken entstandenes Bild, dessen Entstehung auch als meisterforschtes Wissenschaftsobjekt bis heute wissenschaftlich nicht verstanden ist. Die aktuellste Theorie einer Strahlung⁷ für die Bildentstehung auf dem Tuch nähert sich jedenfalls auffällig dem an, was der Glaube als Auferweckung zu beschreiben versucht.

Das TG im Rahmen einer Kulturpastoral

Der Päpstliche Rat für die Kultur bringt mit seinem Schreiben „Für eine Kulturpastoral“ grundsätzliche Überlegungen in die Diskussion um eine Neuevangelisierung ein, die bisher relativ wenig Beachtung gefunden haben. Darin fordert er inhaltlich zentral „eine in der Kraft des Heiligen Geistes erneuerte Kulturpastoral.“⁸ Diese versteht sich als Suche nach öffentlichen Orten und gängigen Themen, an und in denen sich gegenwärtig Menschen des Medienzeitalters vielfach aufhalten. Es geht darum, diese Aufenthalte als „Areopage“, wie der Apostel Paulus einen solchen Missionsort kennengelernt und vorgestellt hat, als Ansatzpunkte einer Verkündigung zu nutzen. Im Zeitalter der Bilder wird hier das Turiner Grabtuch mit dem darauf abgebildeten Antlitz Christi als eine solch lohnenswerte Möglichkeit für eine derartige Auseinandersetzung genommen. Von diesem Bild kann begründet angenommen werden, dass es selbst in der überbordenden Bilderflut seinen Betrachter findet und berührt sowie auch verstandesmäßig herausfordert, um ihn zunächst „wortlos“ einfach als Bild in seinen Bann zu ziehen. Folglich sieht sich eine Kulturpastoral auf dem Areopag der Bilder vor die konkrete Aufgabe gestellt, das Bild des Antlitzes Christi auf dem TG zu zeigen und zu vermitteln, um darüber Jesus Christus und seine Kirche zu zeigen und zu verkünden.

Die Kernthese, um die es an dieser Stelle geht, ist demnach weiter ausformuliert: Gerade in einem Medienzeitalter⁹, in dem wir bis zu 80% aller Informationen über Bilder aufnehmen, legt es sich nahe, die Ausstrahlung und Faszination dieses Christus-Anlitzes auf dem Grabtuch Jesu – auch über die gleich aufgeführten aktuellen Anlässe hinaus – als Bild einer evangelisierend ausgerichteten Pastoral intensiver, kreativer, gezielter und breiter in das Gespräch mit den Menschen und den Vertretern unserer Kultur einzubringen. Dies gilt auch für die Kirche selbst, der ein genuines Christusbild, welches sie über Jahrhunderte geprägt und gezeigt hatte, gegenwärtig abhanden gekommen zu sein scheint. „Gibt es zu bestimmten Zeiten kein künstlerisch gestaltetes Christusbild, fällt ein bestimmter Wahrnehmungsfaktor im Menschen aus, der für die persönliche Christusbegegnung wichtig sein kann ... Nicht verschwiegen werden darf, dass eine falsche Christuskonographie, dass die sinnenfällige Präsentation eines falschen, kitschigen, unglaubwürdigen Christusbildes, das innere Christusbild der Seele und damit das geistige Christusbild des Glaubens verzerren und irreleiten kann. Zweierlei wäre wichtig: 1. Nicht bildlos zu leben, vielmehr ein Christusbild zu haben, das angeschaut betrachtet werden kann. 2. Ein Christusbild zu haben, das der Vorstellung von Christus im Glauben entspricht, bzw. welches die Vorstellung auf das Bild hin entwickelt, das der eigenen Situation, Reife und Erfahrung entspricht, ein visuelles Bild, welches dem Christusbild des Glaubens angemessen ist.“¹⁰ Dieser Einschätzung nach entspricht nun das Turiner Grabtuch im Original mit seiner Wirklichkeit einer realistischen Konkretheit und gleichzeitigen 'Unschärfe' genau den Forderungen, die im Zitat der Kirchenhistoriker Ernst Dassmann aufgestellt hat.

In seinem Schreiben „Aetatis novae“ formuliert der Päpstliche Rat für die sozialen Kommunikationsmittel: „Ein solcher erster Areopag der neuen Zeit ist die Welt der Kommunikation, die die Menschheit im-

mer mehr eint und – wie man zu sagen pflegt – zu einem ‚Weltdorf‘ macht. Die Mittel der sozialen Kommunikation spielen eine derart wichtige Rolle, dass sie für viele zum Hauptinstrument der Information und Bildung, der Führung und Beratung für individuelles, familiäres und soziales Verhalten geworden sind ... Es handelt sich um eine weitaus tiefere Angelegenheit, da die Evangelisierung der modernen Kultur selbst zum großen Teil von ihrem Einfluss abhängt ... Die Botschaft muss in diese, von der modernen Kommunikation geschaffene ‚neue Kultur‘ integriert werden. Es ist ein komplexes Problem, da diese Kultur noch vor ihren Inhalten aus der Tatsache selbst entsteht, dass es neuere Arten der Mitteilung in Verbindung mit einer neuen Sprache, mit neuen Techniken und mit neuen psychologischen Haltungen gibt.“¹¹

Im Zusammenhang mit unserem Thema „Antlitz Christi“ sind die sich daraus ergebenden Fragen nachfolgend weiter zu bedenken, beispielsweise die Bedeutung des „Sehens“, des „Blickes“ etc. Die Aktualität des Themenkomplexes Antlitz/Sehen/Blick/Bild mag aufscheinen, wenn in dem Kultfilm „Avatar“ (12/2009) die verliebten Filmhelden in Schlüsselszenen sich anschauen und nicht sagen: „Ich liebe Dich“, sondern: „Ich sehe Dich!“ und antworten: „Ich sehe Dich auch!“ Das „Sehen“ des „Angesichtes Gottes“, Jesu und der Menschen begegnet uns im Judentum und Christentum als durchgängige Kategorie, beispielsweise in den Psalmen oder auf Schritt und Tritt im Evangelium nach Johannes: Denn es ist der Wille meines Vaters, dass alle, die den Sohn sehen und an ihn glauben, das ewige Leben haben und dass ich sie auferwecke am Letzten Tag.“ (Joh 6, 40). Es seien darum jetzt noch solche Aspekte angesprochen und nebeneinander gestellt, die das „Sehen“ des Antlitzes Christi aufgreifen und in den thematischen Zusammenhang einer missionarischen Pastoral in Auseinandersetzung mit dem Turiner Grabtuch stellen.

Benedikt XVI. betonte jüngst: „Mission ist nicht eine äußere Sache, die zum Glauben

hinzugefügt wird, sondern sie ist die Dynamik des Glaubens selbst. Wer Christus gesehen hat und ihm begegnet ist, der muss zu seinen Freunden gehen und ihnen sagen: Wir haben ihn gefunden, es ist Jesus, der für uns gekreuzigt wurde!“¹² Aus dem Sehen Jesu folgt das Gesendet-Sein durch ihn unmittelbar und so, dass es uns in unserem „Machen“ im Prinzip umfassend entlastet und Christi Wirken – durch uns – umso intensiver stärkt. Dieser Spur ist über eines der markantesten und weithin bekannten Bilder¹³, das der Menschheit geschenkt ist, zu folgen.

Chancen und Perspektiven einer Kulturpastoral im Medienzeitalter des Bildes

Im Zeitalter des Sehens und der Bilder ist zuerst darauf hinzuweisen, dass insbesondere das Turiner Grabtuch¹⁴ eine echte pastorale Chance bietet, sich Christus über dieses einzigartige „nicht-von-Menschenhand-gemachte“ Bild zu nähern¹⁵. Darin folge ich dem Neutestamentler und Präsidenten der Turiner Grabtuchkommission, Prof. Dr. Don Giuseppe Ghiberti. Er ist davon überzeugt, dass die Kirche und das Christentum angesichts einer fortschreitenden Säkularisierung mediengerechte Beweise für die Existenz und das Wirken Christi brauchen: „Wir leben in einer Bilderkultur, und auf diese Zeit ist das ärmlichste und rührendste der Bilder gerichtet“. Weiter ist Ghiberti der Ansicht „dass der Gottessohn in weiser Voraussicht dieses Tuch hinterlassen hat, damit Ungläubige 2000 Jahre später ein Zeichen von ihm haben, das sie verstehen.“¹⁶ An anderer Stelle führt er aus: „Dieses Tuch hat niemand gesucht, es ist einfach da. Es ist ... als habe es lange Zeit darauf gewartet, zu den Menschen unserer Zeit zu sprechen.“¹⁷

Sowohl im Originalabdruck, in welchem die Informationen eines (dreidimensionalen) Körpers fotoartig gespeichert sind, wie auch in dem noch bekannteren Foto-

negativ ist das Antlitz nach dem Turiner Grabtuch von einzigartiger Ausdruckskraft. Viele Menschen berührt der Anblick des Gesichtes und des Gekreuzigten auf dem Tuch unmittelbar, stellt sich doch bei ihnen der Eindruck ein, hier einerseits „den Menschen“ (Joh 19,5) schlechthin zu sehen und darin andererseits Gottes Sohn – Jesus Christus – tatsächlich im Bild (–Abdruck) zu erkennen. Die renommierten und international tätigen Lichtkünstler Karin Veldhues und Gottfried Schumacher, die auch den Kölner Dom im Rahmen des Jubiläums 1998 künstlerisch gestaltet haben, drücken ihre Bewegung angesichts des Turiner Grabtuches wie folgt aus: „Es ist vor allem das Licht und das Angesicht! Seine Entstehung ist vielleicht sogar durch das Licht selbst bestimmt. Licht ist sein Geheimnis. Vom Licht handeln auch viele der Forschungsmethoden und ihre Ergebnisse. Der Abdruck des gekreuzigten Mannes im TG berührt – aus künstlerischer Sicht – gerade für die Gegenwart, da es sein Geheimnis wieder und wieder bewahrt ... Das Negativbild zeigt das Angesicht realistisch, ungeschönt und dunkel. Zugleich entfaltet es darin seine große Stille und Gesammeltheit. Zwischen diese Pole ist es gespannt. Das Positiv hingegen, das bis zur Stunde der technischen Entwicklung des Films bekannt war, ist Zeugnis des Lichts. Mehr und mehr haben wir den Eindruck, das Positiv muss aus dem Licht gekommen sein und wird in dieses wieder zurückgehen, so sehr ist seine Entfaltung aus dem Tuch ein einziges leises Entziehen. Das unserer Zeit nahe Negativ ist Hingabe an den Blick des Menschen, – sein Positiv entzieht sich dem menschlichen Blick. Das Letztere transzendiert unentwegt und ist in der Lage, den unsteten Blick der ‚digitalen Nomaden‘ (Selbstdefinition von jungen Menschen heute) zu bannen! Beide Bilder des Angesichts entstehen im Zuge der Wahrnehmung. Beide haben eine suggestive Kraft ... Damit ist das Sehen selbst ein unverbrüchliches Thema des Angesichts im Turiner Grabtuch.“¹⁸ Beispielsweise auch Nichtchristen, an diverse an der Erforschung des

Grabtuches beteiligte Wissenschaftler ist hier gedacht, die entweder Agnostiker oder anderen Glaubens waren oder sind, zeigen sich tief berührt von der präsenten Würde des abgebildeten Gefolterten.

Wer die Begegnung mit Christus im Blick auf sein Antlitz wagt, widerwillig, abwehrend oder eher unvoreingenommen, offen, ehrlich und bereit, dem werden sich Perspektiven eröffnen können, wie sie der Arbeiterpriester P. Andreas Knapp SJ als verdichtete Erfahrung beschreibt:

„Bildbetrachtung

*versenk dich in den Glanz
der des Unsichtbaren
Abglanz ist*

*nicht im Spiegel
in Seinem Bild
siehst du dich wirklich*

*geh Ihm nie mehr aus den Augen
sieh dich endlos satt
in Ihm bist du im Bilde*

*Sein Blick fällt dir ins Auge
verbrennt das falsche Selbstbildnis
Er will sich dir einbilden*

*nimm dich selbst zurück
bis du durchsichtig geworden bist
und Durchblick gibst auf Ihn*

*denn wer für Licht
ganz durchlässig geworden ist
wird selbst zu Licht.“¹⁹*

Die Ausstellung des Turiner Grabtuches in Turin 2015²⁰ und die Wanderausstellung Turiner Grabtuch der Malteser 2013²¹

Nicht zuletzt das Wissen um die Bedeutung des TGs gerade im Kontext der Gegenwart und die ungemeine Kraft seines Bildabdruckes werden mit Gründe dafür

sein, dass sich ihm zwei kirchliche Großveranstaltungen gewidmet haben bzw. gerade widmen. „‘Wer ist der Mann auf dem Tuch?’“, fragt die erste in Deutschland präsentierte Ausstellung zum Turiner Grabtuch. Neueste wissenschaftliche Erkenntnisse zur wahren Herkunft des Leinens sind in ihr ebenso berücksichtigt wie theologische Sichtweisen. Konzipiert wurde die Ausstellung von den Maltesern und dem Erzbistum Köln mit der Absicht, die Betrachter auf eine Spurensuche mitzunehmen. Eine originalgetreue Nachbildung des Tuchs sowie ein Korpus, der aus einer 3D-Betrachtung der Spuren am Tuch gefertigt wurde und weitere Ausstellungsstücke wie die Dornenhaube und die Nägel, die zur damaligen Zeit bei einer Kreuzigung verwendet wurden, bieten Anregung zur Diskussion. Die Sammlung umfasst 22 Informationsstellen und sieben Vitrinen.“²²

Angesichts der Ausstellung des Originals im Turiner Dom äußerte sich auch Papst Franziskus zu dem Leichentuch Christi: „Liebe Brüder und Schwestern, mit euch trete auch ich vor das Grabtuch hin und danke dem Herrn, der uns mit den heutigen Mitteln diese Gelegenheit schenkt. Auch wenn es auf diese Weise geschieht, ist es unsererseits nicht ein bloßes Anschauen, sondern ein Verehren, es ist ein Blick des Gebets. Ich würde noch mehr sagen, es ist ein Sich-anschauen-lassen. Dieses Gesicht hat geschlossene Augen; es ist das Gesicht eines Toten, und doch schaut es uns auf geheimnisvolle Weise an und spricht zu uns im Schweigen. Wie ist das möglich? Warum möchte das gläubige Volk, so wie ihr, vor dieser Ikone eines gegeißelten und gekreuzigten Mannes verweilen? Weil der Mann des Grabtuchs uns einlädt, Jesus von Nazareth zu betrachten. Dieses in das Tuch eingedrückte Bild spricht zu unserem Herzen und drängt uns, den Kalvarienberg hinaufzugehen, das Holz des Kreuzes zu schauen, uns in das beredte Schweigen der Liebe zu versenken. Lassen wir uns also von diesem Blick berühren, der nicht unsere Augen sucht, sondern unser Herz. Hören

wir, was er uns im Schweigen sagen will, der über den Tod selbst hinausgeht. Durch das heilige Grabtuch gelangt das eine endgültige Wort Gottes zu uns: die menschengewordene Liebe, die in unserer Geschichte Fleisch angenommen hat; die barmherzige Liebe Gottes, die alles Böse der Welt auf sich genommen hat, um uns von dessen Herrschaft zu befreien. Dieses entstellte Gesicht gleicht den vielen Gesichtern von Männern und Frauen, verletzt von einem Leben, das ihre Würde missachtet, von Kriegen und von Gewalt, welche die Schwächsten trifft ... Und doch vermittelt das Gesicht des Grabtuchs großen Frieden; dieser gemarterte Leib drückt hoheitliche Würde aus. Es ist, als ob er eine verhaltene, aber starke Energie durchscheinen ließe, als ob er uns sagte: Hab Vertrauen, verlier nicht die Hoffnung; die Kraft der Liebe Gottes, die Kraft des Auferstandenen überwindet alles. Wenn ich den Mann des Grabtuchs betrachte, so mache ich mir in diesem Augenblick das Gebet zu Eigen, das der heilige Franz von Assisi vor dem Gekreuzigten gesprochen hat: Höchster, glorreicher Gott, erleuchte die Finsternis meines Herzens und schenke mir rechten Glauben, sichere Hoffnung und vollkommene Liebe. Gib mir, Herr, das rechte Empfinden und Erkennen, damit ich deinen heiligen und wahrhaften Auftrag erfülle. Amen.“²³

Fazit

Im Medienzeitalter kann das Antlitz Christi als Bild des Turiner Grabtuches immer mehr als punktueller, bildhafter Informationsträger ins Zentrum einer konzentrierten Darstellung und Erschließung sowie einer missionarischen Vermittlung des Glaubens rücken. Diese Qualität basiert einerseits auf der Originalität und der realen Wirklichkeit des Bildes Christi entsprechend dem Grabtuch Jesu, das er uns hinterlassen hat. Jedenfalls ist es nicht von Menschen „gemacht“. Andererseits basiert die Präsenz des Tuches auch darauf, dass dieses Bild in der Lage ist, unkommentiert und mit unge-

meiner Eindringlichkeit für sich selbst zu sprechen²⁴ und weiter in seiner „theophanen Sprache“ den Betrachter zu berühren und – den Ikonen vergleichbar – Gott „sehen“ zu lassen.²⁵ Dies geschieht umso mehr, als es selbst aus eigener Kraft, konzentriert im Antlitz, alle Blicke auf sich zieht. Unser Blick auf ihn wird dann konstatieren: „Ecce homo!“ (Joh 19,5) und er wird sich an Jesu Wort erinnern: „Wer mich sieht, sieht den Vater“ (Joh 14,9). Er wird aber nicht, folgt er der Spur des Empfangenen, bei der bloß äußeren Betrachtung stehen bleiben können und wollen, denn die Dynamik der Betrachtung zieht in die Wahrheit eines konsequent veränderten, umgekehrten, freien und innerlich erfüllten Lebens aus dem Glauben und mit der Kirche. Sie ist der geheimnisvoll fortlebende Christus, den der Betrachter in der Eucharistiefeier in der Heiligen Kommunion materiell-konkret in sich aufnimmt.²⁶ Insofern „verkörpert“ dieses wahre „Antlitz Christi“ Christus im Bild und gibt damit alle Dimensionen des Glaubens wieder, die er selbst einst auch als lebende Person in sich verkörperte und entsprechend dem Zeugnis der Bibel sowie dem Glauben der Kirche offenbart hat. Das Turiner Grabtuch zeigt uns ein fotoähnliches Bild des toten Jesus von Nazareth, der sich uns über das Sehen, durch seinen und unseren Blick, mitteilt. Das Grabtuch Jesu vermittelt uns Christus im Bild derart, dass wir uns durch die Betrachtung und Meditation seines Antlitzes im Heiligen Geist zum Vater ziehen lassen können, dem Ruf seiner Barmherzigkeit folgend, um mit der Kirche zu rufen: „Maranatha – Unser Herr, komm!“ (1 Kor 16,22). Ich schließe mit dem Gebet aus dem Breve zum TG vom 23. März 1934 von Papst Pius XI.: „Herr, Du hast uns auf dem heiligen Grabtuch, in das Dein heiliger Leib nach der Kreuzabnahme gehüllt wurde, Spuren Deines irdischen Daseins und unzweifelhafte Zeichen Deiner Liebe hinterlassen. Um der Verdienste Deines heiligen Leidens willen verleihe uns, wir bitten Dich, dass auch wir am Tage der Auferstehung Anteil haben an der Herrlichkeit, in der Du herrschst in Ewigkeit. Amen.“²⁷

Anmerkungen:

- ¹ Dies ist eine Definition des Nikolaus von Cues, der von 1401–1461 gelebt hat. Niedergelegt sind seine Gedanken in: Von Gottes Sehen – De visione dei, Leipzig 1944. Diese Aussage über Gott steht natürlich nicht im Widerspruch zur Aussage: Gott ist die Liebe (Enzyklika *Deus caritas est*, 25. Dezember 2005, Benedikt XVI.). Vielmehr entsprechen sich Gottes Liebe und Gottes Sehen. Beides sind Versuche einer angemessenen Rede von Gott.
- ² Einige weitere Fakten zum TG und zum Abbild des Toten darauf seien an dieser Stelle genannt: Es handelt sich um ein Leinentuch, Webart: seltenes Fischgrätenmuster, von 4,37 Meter Länge und 1,11 Meter Breite. Mit der Webart und seinen Eigenschaften verweist es in den syrischen Großraum als Ort der Herstellung, wo uns für die Zeit vom 1. bis 3. Jahrhundert vergleichbare Textilien bekannt sind. Vg. Mechthild Flury-Lemberg (Hg.), Sindone 2002. Konservierung, Turin 2003 und dies., Spuren einer wechselvollen Geschichte auf dem Grabtuch von Turin, in: Das Münster 1(2001)S. 17–29. In Rückenlage und Vorderansicht ist ein erwachsener Mann von 35 bis 40 Jahren völlig ohne Spuren von Malerei darauf abgebildet, der von kräftigem Körperbau ist. Er ist womöglich ca. 1,75 bis 1,85 Meter groß, ca. 75–80 Kilogramm schwer. Menschliches Blut ist auf dem Tuch nachgewiesen. Menschen dieser Körpergröße sind archäologisch für den Raum Israel gesichert. Zu erkennen ist ein mit römischen Marterwerkzeugen und nach römischer Art Gefolterter, der ohne scharfe Konturen/Umrisse auf das Tuch bzw. seine Faseroberflächen wie aufgehaucht ist. Abweichend zur gängigen römischen Folterpraxis wurden diesem Toten zur Beschleunigung des Todes nicht die Beine gebrochen und er trägt, völlig singulär eine Dornenhautbe. Der Tote trägt nach jüdischem Brauch dieser Zeit schulterlanges Haar und einen Spitzbart. Der Tod ist aller Wahrscheinlichkeit nach durch einen Kreislaufkollaps/Herzdurchbruch eingetreten. Es konnten auf dem Tuch keine Verwesungsspuren nachgewiesen werden. Vgl. Karlheinz Dietz, Zur Archäologie des Turiner Grabtuches. Bleibende Ergebnisse interdisziplinärer Forschung, Auszug aus: ders., Das Turiner Grabtuch und die historische Kritik, in: Walter Brandmüller (Hrsg.), Wer ist Jesus Christus?, Aachen 1995, S. 97–170, hier S. 104–109.
- ³ Nur ein aktuelles Beispiel von vielen sei genannt: www.sueddeutsche.de/wissen/turinergrabtuch-auf-tuchfuehlung-mit-jesus-1.2440456.
- ⁴ Vgl. Paul Badde, Das Grabtuch von Turin oder das Geheimnis der heiligen Bilder, München 2010.
- ⁵ A. a. O., 134.
- ⁶ Seit der Antike gibt es diese Bezeichnung mit dem griechischen Ausdruck „Acheiropoieton“ ([www.http://de.wikipedia.org/wiki/Acheiropoieton](http://de.wikipedia.org/wiki/Acheiropoieton)).

- ⁷ www.katholisches.info/2014/02/25/das-turiner-grabtuch-ist-echt-drei-neue-datierungsmethoden-weisen-ins-1-jahrhundert/.
- ⁸ Päpstlicher Rat für die Kultur, Für eine Kulturpastoral, Città del Vaticano 1999, S. 86.
- ⁹ Vgl. beispielsweise Hans Dieter Huber/Bettina Lockemann/Michael Scheibel (Hg.), Bild Medien Wissen. Visuelle Kompetenz im Medienzeitalter, München 2002 und Carl Clausberg/Elize Bisanz/Cornelius Weiller (Hrsg.), Ausdruck - Ausstrahlung - Aura. Synästhesien der Beseelung im Medienzeitalter, Bad Honnef 2006.
- ¹⁰ Ernst Dassmann, Der eine Christus und die vielen Christusbilder, S. 10. Das Manuskript liegt dem Verfasser vor.
- ¹¹ Päpstlicher Rat für die sozialen Kommunikationsmittel, Pastoralinstruktion Aetatis novae, 1992, Nr. 4.
- ¹² www.kath.net/detail.php?id=25597&print=yes.
- ¹³ Die Diskussionen um die Echtheit, um die Bedeutung sowie um mögliche Übereinstimmungen des Tuchbildes von Manoppello (vgl. www.sr.blandina.ofm.li/, www.antlitz-christi.de, www.igw-resch-verlag.at/resch/artikel/manoppello.html) und des Bluttuches von Oviedo (Michael Hesemann. Das Bluttuch Christi: Wissenschaftler auf den Spuren der Auferstehung, München 2010) mit dem Turiner Grabtuch können hier nicht dargelegt werden.
- ¹⁴ Noch immer bieten folgende Werke den besten Überblick zum Forschungsgegenstand TG: Ian Wilson, Das Turiner Grabtuch, München 1999; Werner Bulst/Heinrich Pfeiffer (Hg.), Das TG und das Christusbild. Das Grabtuch, Forschungsberichte und Untersuchungen, Bd. 1., Frankfurt/M. 1987. Soeben erschienen ist mit kurzem aber insgesamt gutem Überblick: Bernd Kollmann, Das Grabtuch von Turin. Ein Porträt Jesu? - Mythen und Fakten, Freiburg 2010. Kollmann ist Professor für neues Testament im Fach Evangelische Theologie an der Universität Siegen.
- ¹⁵ Vgl. Daniel Spanke, Mandylion - Ikonographie, Legende und Bildtheorie der „Nicht - von - Menschenhand - gemachten Christusbilder“, Recklinghausen 2000.
- ¹⁶ In: Der Spiegel, Rätsel im Argon-Safe, 23.10.2000, S. 85.
- ¹⁷ In: PUR-Magazin Sonderausgabe. Das Grabtuch Jesu, Kißlegg ohne Datum, S. 27. Auf Aspekte der genuinen (Bild-) Sprache des Antlitzes des TGs geht an anderer Stelle P. Raniero Cantalamessa OFMCap. ein: Die Felsen spalteten sich. 1. Die Passion und das Turiner Grabtuch, Dritte Betrachtung für den Papst und seine Kurienmitarbeiter in der Fastenzeit, 7.4.2006, in: www.cantalamessa.org/de.
- ¹⁸ Karin Veldhues/Gottfried Schumacher, Europäisches Kathedralen-Projekt 2012. ANGESICHT. „Sehen ins Angeicht - visio facialis“. Das Angesicht im Turiner Grabtuch - eine mehrteilige architek-
- turbezogene Lichtprojektion auf Baukörper von 5 bis 7 Kathedralen Europas, Nusbaum, Fassung Febr./2010, S. 1-5, hier S. 1 und 3.
- ¹⁹ Bildbetrachtung, in: Andreas Knapp, Brennender als Feuer. Geistliche Gedichte, Würzburg 2004, S. 40; siehe auch sein Gedicht: „Annäherung an die Wirklichkeit“ - nicht durchblicken/sondern anblicken - nicht im Griff haben/vielmehr ergriffen sein - nicht bloß verstehen/auch zu dir stehen - nicht durchschauen/einfach nur anschauen - so werden wir wirklich/wir“, in: Andreas Knapp, Weiter als der Horizont. Gedichte über alles hinaus. Würzburg 2002, S. 59.
- ²⁰ Die offizielle Turiner Grabtuch-Webseite lautet: www.shroud.com und www.turin-shroud.com/index.htm.
- ²¹ Über die sehr gelungene und ausleihbare Wanderausstellung der Malteser informiert: www.malteser-turinergrabtuch.de und www.welt.de/print/welt_kompakt/berlin/article136677877/Auf-Tuch-fuehlung-mit-Jesus-Christus.html.
- ²² www.malteser-turinergrabtuch.de.
- ²³ www.malteser-turinergrabtuch.de/stimmen-zum-grabtuch/papst-franziskus.html.
- ²⁴ Der Literaturwissenschaftler George Steiner setzt sich in seinem viel beachteten Buch: Von realer Gegenwart. Hat unser Sprechen noch Inhalt. München/Wien 1990, leidenschaftlich gegen die Flut von sekundären Eindrücken und für das ursprüngliche Erleben von Sinn ein.
- ²⁵ Vgl. Pavel Florenski, Die umgekehrte Perspektive, in: ders., Raum und Zeit (Olga Radetzka/Ulrich Werner [Hrsg.]). Berlin 1997, S. 15-96.
- ²⁶ Vgl. Klaus Berger, Vom Neuen Testament her die Messe verstehen, in: Friedhelm Hofmann/Patrick Oetterer (Hrsg.), Uwe Appold. Missa. Bilder zur Heiligen Messe 1999 - 2005. Köln 2005, S. 44-51.
- ²⁷ Zur aktuellen gottesdienstlichen Verehrung des Volto Santo vgl. Andreas-a. Thiermeyer, Akathistos zu Ehren des heiligen Antlitzes unseres Herrn Jesus Christus. Eichstätt 2007 und Klaus-Peter Vosen, Dein Angesicht, Herr, will ich suchen. Meditationen zum Antlitz Christi. Kißlegg-Immenried 2010.

Erich Garhammer

„Das Geheimnis des Himmels“

Eine nichtpossessive Sprache für Gott

Für Reiner Kunze

Reiner Kunze sagt von sich selber, ihm sei keine Gotteserfahrung zuteil geworden.

„Ich achte den Glauben anderer, mir selbst aber ist Gotteserfahrung bis heute nicht zuteil geworden. Sollten Sie allerdings darin, daß ich für jedes Erwachen dankbar bin, auch wenn ich nicht weiß, wem, ein religiöses Empfinden erblicken, so habe ich dagegen nichts einzuwenden.“¹

Kunze gibt in demselben Gespräch zu erkennen, dass sein Gewährsmann in diesen Fragen Albert Camus sei. Dieser hatte in einem Vortrag im Dominikanerkloster von Latour-Maubourg 1948 einen Vortrag gehalten, in dem er fast mit den gleichen Worten auf die Gottesfrage reagierte. Er stellte fest, „daß ich mich nicht in Besitz irgendeiner absoluten Wahrheit oder einer Botschaft fühle und deshalb niemals vom Grundsatz ausgehen werde, die christliche Wahrheit sei eine Illusion, sondern nur von der Tatsache, daß ich ihrer nicht teilhaftig zu werden vermochte ... Ich werde also nicht versuchen, mich vor Ihnen als Christ zu gebärden. Ich teile mit Ihnen das Grauen vor dem Bösen. Aber Ihre Hoffnung teile ich nicht und werde nie aufhören, gegen diese Welt zu kämpfen, in der Kinder leiden und sterben.“²

Berührung mit der Religion gab es durchaus in der Kindheit Kunzes: „Mein Großvater, ein Steinkohlebergmann, der über vierzig Jahre unter Tag gearbeitet hat, war ein gläubiger Mensch, und ich habe ihn geliebt. Ich habe ihn nie in die Kirche gehen sehen, aber ich sehe ihn noch heute

am Fenster sitzen und pfeiferauchend die Bibel lesen. Der Himmel war für ihn ein Geheimnis, das ihn überwältigte und dem er sich demütig zu nähern suchte.“³ Ein Sonnenstrahl auf seinem Brot - er arbeitete als Bergmann unter Tag - konnte ihn mit Dankbarkeit erfüllen. Und als der Enkel einmal eine Kuh mit einem Stock schlug, sagte der Großvater nur: „Du musst mit ihr reden“, als spräche der heilige Franziskus aus ihm. Eines Tages aber zeigte ihm eine Frau ein Buch mit Höllendarstellungen, und er rief entsetzt, das könne es nicht geben. „Vielleicht verließen mich an diesem Tag mit dem Teufel auch die Engel.“⁴

Im Folgenden soll der Gottesfrage im Werk Kunzes nachgegangen werden. Ich nehme zunächst sein Gedicht „Zuflucht noch hinter der Zuflucht“ näher in den Blick.

ZUFLUCHT NOCH HINTER DER ZUFLUCHT

Für Peter Huchel

Hier tritt ungebeten nur der wind durchs tor

*Hier
ruft nur gott an*

*Unzählige leitungen läßt er legen
vom himmel zur erde*

*Vom dach des leeren kuhstalls
aufs dach des leeren schafstalls
schrillt aus hölzerner rinne
der regenstrahl*

Was machst du, fragt gott

*Herr, sag ich, es
regnet, was
soll man tun*

*Und seine antwort wächst
grün durch alle fenster⁵*

Friedrich Kienecker hat dieses Gedicht als Beispiel christlicher Lyrik gedeutet: Gott

PFARRHAUS

Für Pfarrer W.

*Wer da bedrängt ist findet
mauern, ein
dach und*

muß nicht beten⁸

ruft einen Menschen an. „Was machst du?“ fragt Gott, und diese Szene erinnert unmittelbar an die erste Frage, die der Schöpfer an sein Geschöpf richtete: „Adam, wo bist du?“ Der Angesprochene entschuldigt sich für sein Nichtstun. Gott aber lässt diese Antwort nicht gelten, er widerlegt sie, indem er seine Antwort als Verheißung grün durch alle Fenster wachsen lässt. In Kunzes Gedicht verbinden sich laut Kienecker zwei Psalmen: Einmal das Bekenntnis des 90. Psalms „Herr, Du bist unsere Zuflucht für und für“ (Ps 90,1) und ferner die Worte des 139. Psalms: „Wohin könnte ich fliehen vor Deinem Geist, wohin mich wenden vor Deiner Gegenwart?“ (Ps 139,7-10). Der Mensch – so Kienecker – finde hinter aller Zuflucht des zeitlich Irdischen eine lebendige Zuflucht unter dem Schutz Gottes.⁶

Diese Interpretation sucht nach Wortentsprechungen in der Bibel und findet sie im Buch Genesis und in den Psalmen. Sie denkt Zuflucht hinter der Zuflucht aber nicht nur biblisch, sondern auch metaphysisch. Diese Deutung Kieneckers hatte zur Folge, dass Paul Konrad Kurz das Gedicht in seine Psalmenammlung unter der Rubrik „Psalmen nicht-jüdischer Dichter“ aufgenommen hat.⁷ Natürlich ist diese Deutung möglich – aber zunächst benennt das Gedicht ganz einfache, alltägliche Dinge, an denen mehr aufleuchtet als was der Fall ist.

Die Geschichte hinter dem Gedicht

Das Gedicht „Zuflucht noch hinter der Zuflucht“ ist das letzte im Gedichtband „zimmerlautstärke“, der 1972 erschienen ist. In dieser Zeit lebte Reiner Kunze in Greiz in Thüringen. Nach dem Einmarsch der Truppen des Warschauer Pakts in Prag 1968 befand er sich unter ständiger Kontrolle – er war mit einer Frau aus der Tschechoslowakei verheiratet und hatte gegen den Einmarsch eindeutig Stellung bezogen. Er suchte, da für ihn Gefahr bestand verhaftet zu werden, Unterschlupf in einem Pfarrhaus und lebte dort versteckt. In dem Gedicht „Pfarrhaus“ hat er sich darauf bezogen:

Im Gespräch, das ich mit Reiner Kunze in der Zeitschrift „Lebendige Seelsorge“ geführt habe⁹, äußerte er sich zu den Hintergründen des Gedichtes so:

„Um mich vor einer Verhaftung zu bewahren, vermittelte mich der Superintendent von Greiz, von Frommannshausen, zu dem uns unbekanntem Pfarrerehepaar Margot und Hans-Joachim Wuth in Ponnitz, das mich mehrere Wochen versteckte. Nicht einmal meine Frau wusste, wo ich war, Sie wusste nur, ich war behütet. In diesem Pfarrhaus war ich angenommen ohne eine Frage nach meinem Glauben oder Nichtglauben.“¹⁰ Die Observation von Reiner Kunze ging auch später weiter. Sein Alltag wurde systematisch ausspioniert. Er hat diese Vorgänge in dem Buch „Deckname ‚Lyrik‘“ nach dem Fall der Mauer und der Öffnung der Stasi-Archive dokumentiert.¹¹

In dieser Zeit des Ausspioniertwerdens suchte Kunze einen sicheren Ort für sich und vor allem Zuflucht für das Schreiben. Schreiben war für ihn deshalb möglich, weil seine Frau – eine angesehene Kieferorthopädin – ihm dafür die finanzielle Sicherheit bot.

Dankbarkeit als Lebensausdruck

Es ist kein Zufall, dass unter der Überschrift „Zuflucht noch hinter der Zuflucht“ zunächst ein Widmungsgedicht an seine Frau abgedruckt ist:

AUF DICH IM BLAUEN MANTEL

Für Elisabeth

*Von neuem lese ich von vorn
die häuserzeile suche*

*dich das blaue komma das
sinn gibt¹²*

Die erste Zuflucht in seinem Leben ist für Kunze seine Frau: Sie ist der ermöglichende Grund für sein Schreiben. Sie gibt seinem Leben Sinn. Täglich liest er sie, wenn sie von der Arbeit nach Hause kommt, wie ein blaues Komma, das hinter der Häuserzeile auftaucht. Kunze hat in vielen Gedichten, Liebesgedichten und Texten den Dank an seine Frau zum Ausdruck gebracht.

Die zweite Zuflucht sind für ihn seine Freunde, die ihm auch das Haus in Kottenheide zur Verfügung gestellt haben. An solchen Orten hat Kunze Zuflucht für sein Schreiben gefunden.

Um die Staatssicherheit von diesen Freunden fernzuhalten, zog sich Kunze in das leerstehende Leibgedinge einer Bäuerin in Leiningen zurück. Hier dürfen keine ungebetenen Gäste eintreten. Nur zwei halten sich nicht daran: Der Wind: Er pfeift durchs Tor. Und der Regen: Er prasselt von oben. Der Regen wird mit Gott umschrieben, der unzählige Leitungen legen lässt – vom Himmel zur Erde. Die Alliteration „l“ ist geradezu ein visueller Faden für diesen Dauerregen und die Verbindung nach oben. Der Regenstrahl ist freilich auch schrill – wie ein Telefon.

Das Bild des Telefons löst dann die weiteren Assoziationen aus: Gott wird zum Anrufer, der in einem Small-Talk-Gespräch die banale Frage stellt: „Was machst du?“ Und er erhält die lapidare Auskunft: „Es regnet, was soll man tun?“ Die Antwort Gottes erfolgt stumm, aber mit Symbolkraft: Sie „wächst grün durch alle fenster.“ Nun wird deutlich, der Regen ist eine Botschaft Gottes: Er lässt das Grün wachsen als Augenweide und Symbol des Lebens, er

lässt es aber auch wachsen als Schutz und als Zuflucht hinter der Zuflucht.

Der innere Monolog verleiht diesem Ort göttliche Attribute: Man muss nichts leisten, nichts tun und erfährt in aller Bedrohtheit ein Gefühl des Schutzes. Der niederprasselnde Regen, seine schrillen Töne – eigentlich eine Störung im Schreiben –, sie werden zum Segen.

Kunze hat in seinen Münchener Poetikvorlesungen davon gesprochen, dass Gott in jedem von uns sein Schöpfungsgerät vergessen hat: die Metapher. Dort wo wir metaphorisch sprechen, steigen wir aus der positivistischen Sprache aus und schaffen Raum für eine Öffnung, für eine Ritze, für eine andere und neue Sicht der Wirklichkeit.

„Wer das begriffen hat, versteht nicht nur, warum ein Text, der den Versfuß regelmäßig hebt und senkt und sich an den Zeilenenden reimt, mit Poesie nichts zu tun haben muß, und warum etwas, das sich äußerlich durch nichts von Prosa abhebt, Poesie sein kann, sondern er versteht auch, dass die poetische Vorstellung nicht übersetzbar ist ins begrifflich Logische.“¹³

Poesie als Leerstelle

Poesie ist die gestaltete Leerstelle für eine Wirklichkeit jenseits aller sichtbaren Wirklichkeit.

Für Kunze hat Poesie deshalb auch etwas mit Meditation zu tun: Sie ist absolut absichtslos, lebt aus der Versenkung. So beginnt der Gedichtband „zimmerlautstärke“, der mit dem Gedicht „Zuflucht noch hinter der Zuflucht“ endet, mit einem Gedicht über das Meditieren.

MEDITIEREN

Was das sei, tochter?

*Gegen morgen
noch am schreibetisch sitzen, am hosenbein
einen nachtfalter der
schläft*

Und keiner weiß vom anderen¹⁴

Wie die Meditation ist die Poesie absichtslos. Sie hat die Kraft, in einer nicht-possessiven Sprache über das Unverfügbare zu sprechen.¹⁵ Indem sie das tut, schenkt sie dem Lesenden neue Augen und macht ihn sehend.

Seinen Dank, dass er immer wieder Zuflucht gefunden hat, bringt er, der nach seinen eigenen Worten nicht an Gott glauben kann, in seinem letzten Gedichtband „lindennacht“ in einem kühnen Gedanken doch mit Gott in Verbindung:

KÜHNER GEDANKE IN EHRFURCHT VOR DEM GLAUBEN

*Einer – an gott zu glauben war ihm nicht
gegeben – steht
vor gott,*

*und gott, gewichtend
tat und leben,
spricht:*

Ich bin mit dir zufrieden¹⁶

Vielleicht wird gerade an diesem Gedicht deutlich, dass das Schreiben Kunzes Resonanzen auf Transzendentes aufweist. Allerdings verbirgt sich dahinter kein ausformulierter Glaube, sondern eher ein Staunen, ein Gefühl der Dankbarkeit und der Kongruenz von Glaube und Leben. Michel de Certeau hat einen solchen Glauben als „GlaubensSchwachheit“ umschrieben. Das ist kein defizitärer Glaube, sondern

eine starke Resonanz auf alles, was größer ist als ich selber. Kunzes Poesie ist eine Poesie mit offenem Himmel.

Anmerkungen:

- ¹ Reiner Kunze, *Wo Freiheit ist. Gespräche 1977–1993*. Frankfurt a. M. 1994, 96. Das Gespräch stammt aus dem Jahr 1987 mit der Herderkorrespondenz.
- ² Albert Camus, *Der Ungläubige und die Christen*, in: Ders, *Fragen der Zeit*. Reinbek bei Hamburg 1977, 65–70, hier 65f.
- ³ Kunze, *Wo Freiheit ist*, 96.
- ⁴ Ebd. 97.
- ⁵ Reiner Kunze, *gedichte*. Frankfurt a. M. 2001, 130.
- ⁶ Friedrich Kienecker, *Es sind noch Lieder zu singen...* Beispiele moderner christlicher Lyrik. Essen 1978, 122–133.
- ⁷ Paul Konrad Kurz (Hg.), *Psalmen vom Expressionismus bis zur Gegenwart*. Freiburg i.Br. 1978, 122.
- ⁸ Kunze, *gedichte*, 118. Vgl. dazu auch Reiner Kunze, *Das weiße Gedicht*. Essays. Frankfurt a.M. 1989, 114ff.
- ⁹ Erich Garhammer, *Ein Gespräch mit Reiner Kunze*, in: *LS 55 (2004)* 104–110. Auch abgedruckt in: Erich Garhammer, *Zweifel im Dienst der Hoffnung. Poesie und Theologie*. Würzburg 2011, 61–69.
- ¹⁰ Ebd., 104f.
- ¹¹ Reiner Kunze, *Deckname „Lyrik“*. Eine Dokumentation. Frankfurt a.M. 1990.
- ¹² Kunze, *gedichte*, 129.
- ¹³ Kunze, *Das weiße Gedicht*, 53.
- ¹⁴ Kunze, *gedichte*, 101.
- ¹⁵ Vgl. dazu Ulrich Fülleborn, *Besitzen als besäße man nicht. Besitzdenken und seine Alternativen in der Literatur*. Frankfurt a.M./Leipzig 1995.
- ¹⁶ Reiner Kunze, *lindennacht*. *Gedichte*, Frankfurt a.M. 2007, 25. Vgl. dazu auch Erich Garhammer, *Im Herzen barfuß. Eine Brücke in die poetische Welt von Reiner Kunze*, in: Erich Garhammer (Hg.), *Literatur im Fluss. Brücken zwischen Poesie und Religion*. Regensburg 2014, 146–154.

Stephan Kern

Neuer Sankt Martin und neue Tradition

Möglichkeiten einer missionarischen Pastoral auch zur Martinszeit?

Im Mai 2014 konstituierte sich in Bonn-Beuel-Mitte ein neuer Martins-Ausschuss. Er besteht aus Mitgliedern der katholischen Kirchengemeinde St. Josef und Paulus Beuel-Mitte und der evangelischen Kirchengemeinde Beuel-Mitte sowie Vertretern des Stadtbezirkes Beuel, der Beueler Schulen und der Beueler Stadtgesellschaft.

Mit der Neuwahl ergab sich die Konstellation, dass als Vorsitzender – auch Autor dieses Artikels – der Vorsitzende des Pfarrausschusses der katholischen Kirchengemeinde St. Josef und Paulus zugleich zum Vorsitzenden des Martins-Ausschusses gewählt wurde. Dies war eine ideale Voraussetzung, nach Möglichkeiten Ausschau zu halten, die Tradition des Martinsfestes in seiner christlichen Bedeutung wieder neu darzustellen und zu beleben. Angesichts der bisherigen, nach den spezifisch christlichen Bezügen nicht fragenden Praxis, bedurfte es einiger Überzeugungsarbeit im Ausschuss. Doch besonders die neu bedachte Einbindung der Schulen (s. u.) erleichterte dem Gremium die Zustimmung. Im Mittelpunkt der Überlegungen stand, was Manfred Becker-Huberti folgendermaßen umschreibt:

„Mit roten Backen, die Laterne in der Hand und mit Augen, die mit der Laterne um die Wette strahlen, folgen Kinder (und ihre Eltern!) singend dem Heiligen Martin auf dem Pferd – mehr als 1600 Jahre nach dem Tod des Heiligen! Die wenigsten machen sich Gedanken darüber, dass sie sprichwörtlich St. Martin ‚nachfolgen‘, also

einem nachgehen, der Christus nachgefolgt ist, weil er so sein wollte wie er.

Die Kinder folgen am Martinsabend nicht nur dem Heiligen Martin nach, sie tragen auch Lichter, Lampions, Fackeln oder Leuchten in ihren Händen. Sie bringen ‚Licht in die Dunkelheit‘ und erleuchten die Finsternis. Auch dies ist symbolisches Tun, denn im Matthäus-Evangelium heißt es: ‚So soll euer Licht vor dem Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen‘ (Matthäus 5,16). ‚Licht‘ steht aber auch für Jesus Christus selber; im Johannes-Evangelium heißt es: ‚Als Jesus ein andermal zu ihnen redete, sagte er: Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis umhergehen, sondern wird das Licht des Lebens haben‘ (Johannes 8,12).

Diese Lichtsymbolik ist uralte. In den Zeiten Jesu wurden z. B. am siebten Tag des Laubhüttenfestes im Frauenvorhof des Tempels vier große Leuchter aufgestellt, die ihr Licht über ganz Jerusalem verbreiten sollten: ob Martinsfackel oder Martinsfeuer – das Licht des Guten lässt die Finsternis weichen.

Das Schlüsselereignis im Leben des Heiligen Martin, die Mantelteilung, wird in der Regel nachgespielt.

Spielerisch lernen Kinder, dass Teilen Überlebenshilfe sein kann, dass Teilen wenigstens immer zwei Menschen glücklich macht.

Der Heilige Martin verbindet heute über die Konfessionen, vielerorts auch über die Religionen hinweg.

Gutes tun und Anderen helfen schweißte alle Menschen guten Willens zusammen. Über diese Entwicklung soll man sich freuen, das Martinsbrauchtum aber nicht seiner religiösen Wurzeln berauben und säkularisieren. Wie eine Pflanze ohne Wurzeln würde das Brauchtum und der in ihm enthaltene Sinn verdorren. (Zitat aus „Der Heilige Martin“ – Leben, Legenden und Bräuche von M. Becker-Huberti, Köln, S. 6–7).

Diese Stimmung und diesen tieferen Sinn sollte die Martinswoche dokumentieren.

Besonders der traditionsreiche und beliebte große Martinszug in Beuel sollte vor der Öffentlichkeit diesen Grundgedanken zum Ausdruck bringen. Bislang war er geprägt durch einen mitreitenden St. Martin und eine Abschlussversammlung aller Mitziehenden um das Martinsfeuer im Beueler Fußball-Stadion.

Die Gestalt des Heiligen selbst, Stationen seines Lebens, der Gedanke der Christuskirche und des Kircheseins kamen nicht zur Sprache. Dabei stellt dieser Martinszug eine ungeheure Chance dar.

Mit über 2000 Kindern sowie einer fast ebenso großen Anzahl von Eltern, Angehörigen und Bürgerinnen und Bürgern nahmen im letzten Jahr mehrere tausend Menschen an diesem Höhepunkt der Martinswoche teil.

Die neue Idee war, die Versammlung um das Martinsfeuer zu nutzen für die Auf- führung eines Martinsspiels, in dem neben der Mantelteilung auch der Martinstraum vorkommt, vorgetragen von Schulkindern (Klasse 6a des Erzbischöflichen Kardinal- Frings-Gymnasium in Bonn-Beuel unter Leitung ihres Lehrers Andreas Amberg).

Die Schülerinnen und Schüler hatten dafür fleißig geübt. Bereits im Martinszug waren sie, verkleidet als „kleine“ Bettler und „kleine“ St. Martine, dem „großen“ St. Martin vorausgegangen.

Somit wurde die Mantelteilung nicht nur als „allgemeine“ Geste des Teilens dargestellt, sondern ausdrücklich in Beziehung zum Martinstraum gesetzt mit den Worten Jesu: „Was Du dem geringsten meiner Brüder getan hast, das hast Du mir getan“.

Als diese Worte verklungen waren, war es mucksmäuschenstill im weiten Rund des vollbesetzten Stadions. Zum Ende trugen die Darsteller des Martinsspiels symbolisch als Zeichen des Teilens kleine „Mantelstücke“ zu den Kindern, welche diese als Erinnerung mit nach Hause nehmen konnten.

Das Martinsspiel fand sehr aufmerksame Zuhörer bei Groß und Klein und endete mit großem, lange anhaltendem Applaus für die Darstellerinnen und Darsteller. Auch die Resonanz in der Bevölkerung und in der lokalen Presse auf diese neue Darstellung der Martinsbotschaft waren außerordentlich positiv.

Zitat Bonner Generalanzeiger und Bonner Schaufenster vom 12. November 2014:

„Die Besonderheit in diesem Jahr war und soll auch so fortgeführt werden, dass die christlichen Wurzeln des Martinsfestes besonders herausgestellt werden. Dies gelang vor allem durch die beeindruckende Auf- führung des Martinsspiels und des Martin- straums“.

Zahlreiche Rückmeldungen aus dem Bereich der Beueler Bürgerschaft unterstützten diese Meldungen. Zitat aus dem Brief einer Lehrerin:

„Vielen Dank für Ihren Einsatz als St. Martin. Ich habe Sie mehrmals erleben dürfen und fand alle Ihre Veranstaltungen sehr authentisch. Besonders ergriffen haben mich Auftritte in den Gottesdiensten sowie das wunderbare Theaterstück im Stadion.“

Ich habe noch nie ein so fasziniertes und aufmerksames Publikum während des St. Martinsspiels erlebt. Während des ganzen szenischen Spiels waren alle Kinder auf das Geschehen auf dem Rasen fixiert. Es war beeindruckend und sehr bewegend, wie die Martinsgeschichte dargestellt wurde.

Für uns alle, die wir zuschauen durften ein bemerkenswertes Erlebnis. Besonders gerührt war ich, als mir ein Schüler meiner Klasse 5 am nächsten Morgen stolz erzählte, dass er ein Stück Mantel von St. Martin bekommen hätte und dieses jetzt immer in seiner Tasche mitnimmt. Danke für diese wunderbare Idee, für dieses Geschenk!“

Als weitere Neuerung hatte der Martins-Ausschuss zu einem Ökumenischen Gottesdienst eingeladen. Dieser fand zum

Abschluss der Martinswoche in der Pfarrkirche St. Josef statt und wurde von katholischer und evangelischer Kirchengemeinde gemeinsam vorbereitet und gestaltet.

Hier trafen sich katholische und evangelische Christen aller Generationen, um unter Anwesenheit des St. Martin einen stimmungsvollen und gut besuchten Gottesdienst zu feiern und gemeinsam Martinslieder zu singen. Anschließend traf man sich zu geselligem Beisammensein mit Glühwein, Kinderpunsch und Martinsbrezeln.

Die Martins-Woche hat gezeigt, wie tief die Martins-Tradition in unserer Bevölkerung, unseren Kindern und Erwachsenen, verwurzelt ist. Diese, vor allem auch im christlichen Sinne, zu pflegen, wird eine wichtige Aufgabe des Martins-Ausschusses für die Zukunft sein.

Dieser kleine Beitrag will dazu ermutigen, auch andernorts, wo vielleicht bislang auch noch wenig das Potenzial des Martinsbrauchtums genutzt wird, in diesem Sinne einer missionarischen Pastoral nutzbar zu machen.

Reiner Nieswandt

4 Thesen zum populären Autonomiebegriff

Zur Sterbehilfedebatte in Deutschland¹

Je grundsätzlicher sich der Verfasser mit der Thematik „Sterbehilfe“ befasste, umso deutlicher wurde ihm, dass die größte Gefahr in der Debatte unserer Tage einem zwar populären, aber auf „Autonomie“ = „Selbstbestimmung“ verkürzten Freiheitsbegriff entspringt, der die Freiheit des Menschen im tieferen und eigentlichen Sinne gefährdet. Dies soll an vier Thesen deutlich gemacht werden:

1. Autonomie vs. Beziehung

Die Liberalisierungstendenz in der Sterbehilfedebatte ist Ausdruck eines falschen Menschenbildes.

Der Mensch ist von seiner Grundanlage her ein Beziehungswesen („Der Mensch wird am Du zum Ich“; Martin Buber). Ohne Beziehung kann er nicht existieren, geht vielmehr zugrunde. Erst der Tod ist das Ende zumindest aller sichtbaren, fassbaren Beziehungen.

Das moderne, in der westlichen Welt weit verbreitete und in der gesellschaftlichen Debatte dominierende Menschenbild hingegen sieht den Menschen als autonomes Individuum, das sich seine Gesetze weitgehend selbst gibt, dessen Rechte auch von niemandem eingeschränkt werden dürfen, es sei denn, sie würden die Grundrechte anderer einschränken.

So wirkt der moderne Mensch, um ein Bild zu benutzen, wie eine „Schüssel mit

vielen bunten Smarties“, die zwar alle aus dem gleichen Grundstoff hergestellt sind, aber untereinander unverbunden bleiben, nur Berührungspunkte, aber keine Beziehung besitzen.

Nach dem christlichen Menschenbild ist der Mensch „Ebenbild Gottes“ (Gen 1,26: „Dann sprach Gott: Lasst uns Menschen machen als unser Abbild, uns ähnlich.“ Gott spricht hier im Plural!) und damit ein Beziehungswesen, so wie Gott sich uns offenbart hat und von uns Christen geglaubt wird: als dreieiniger Gott, der in sich Beziehung ist, als Vater, Sohn und Heiliger Geist, verbunden durch die Liebe (1 Joh 4,16b: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm“). *Wenn wir als Christen in der Sterbehilfedebatte gesellschaftliche Relevanz bewahren wollen, müssen wir den Beziehungsaspekt des menschlichen Lebens, abgrenzend vom liberalen Autonomiebegriff, in den Mittelpunkt der Debatte rücken.*²

2. Autonomie vs. Freiheit

Die Liberalisierungstendenz in der Sterbehilfedebatte ist Ausdruck eines falschen Freiheitsbegriffs.

Autonomie mag das Nutzen von Freiheiten bedeuten, die mir gegeben bzw. zugestanden sind oder die ich mir selber nehme. Dazu gehört, nach einem solchen modernen Verständnis, auch die Verfügungsgewalt über den eigenen Tod. So wie vor rund vierzig Jahren manche in der Abtreibungsdebatte postulierten: „Mein Bauch gehört mir“, so wird heute von vielen gesagt oder zumindest vertreten: „Mein Tod bzw. mein Sterben gehört mir“.

Es ist nachvollziehbar, dass Menschen, die sich angesichts einer schweren Erkrankung mit der Möglichkeit des eigenen Sterbens auseinandersetzen müssen, und dies oft zum ersten Mal in einem solchen Zusammenhang tun, Angst vor einer „Entmächtigung“ durch Ärzte und Pfleger, Angehörige

oder gar Kirchenvertreter bekommen: Ein Leben lang müssen wir Vorschriften einhalten, die unsere individuellen Freiheiten einschränken; es sagen mir andere, was ich zu tun und zu lassen habe, und am Ende wird mir noch die Verfügungsgewalt über mein Sterben bzw. meinen Tod genommen; so mag mancher fühlen.

Eine Sterbehilfedebatte, die zielführend sein soll, muss sich einer erneuten Diskussion des Freiheitsbegriffs stellen, die durch Gewährung einzelner Autonomiebereiche für den Menschen nicht hinreichend abgedeckt wird.

Allein der innerlich wirklich freie Mensch ist in der Lage, sein Sterben anzunehmen, jenseits von medizinischen Befunden, juristischen Bedenken und Versorgungsfragen der Angehörigen. Auch hierbei gilt ein Satz der Bibel (Joh 8,32): „Die Wahrheit wird euch frei machen.“

3. Finanzielle Autonomie vs. freies Handeln

Die Liberalisierungstendenz in der Sterbehilfedebatte ist ein Ausdruck der Ökonomisierung aller Lebensbereiche.

Was ich bezahlen kann (oder meine Angehörigen bezahlen können), das kann ich mir leisten, und da habe ich dann auch, wenn es nicht vom Gesetzgeber her ausdrücklich verboten ist, ein Anrecht drauf oder zumindest die Wahlfreiheit dazu: Finanzielle Möglichkeiten bedeuten für den modernen Menschen die Nutzungsmöglichkeiten von Freiheiten.

Diese Haltung betrifft mittlerweile alle Lebensphasen, angefangen von den Möglichkeiten der Pränataldiagnostik über den schulischen und beruflichen Werdegang bis zum Wunsch nach selbstbestimmtem Sterben.

Allerdings, und das ist das Verhängnisvolle in der gegenwärtigen Debatte, besteht

auch in diesem Sektor die Gefahr, dass eine liberalisierte Gesetzgebung der Sterbehilfe in praxi vor allem von der Finanzierbarkeit oder auch Nichtfinanzierbarkeit medizinischer bzw. pflegerischer Maßnahmen bestimmt werden wird. Die Angst vor Kostenexplosion, die Sorge von Schwerkranken, dass die Angehörigen durch ihre Erkrankung in den finanziellen Ruin getrieben werden könnten, wird, davon ist der Verfasser überzeugt, dazu führen, dass viele Leidende das „sozialverträgliche Frühableben“ wählen würden, im Übrigen das Unwort des Jahres 1998.

4. Autonomie vs. „ars moriendi“

Die Liberalisierungstendenz in der Sterbehilfedebatte ist ein weiterer Ausdruck von Hilflosigkeit angesichts der wirklich großen Lebensthemen.

Eine mögliche Liberalisierung der Sterbehilfegesetzgebung wird nicht mehr Freiheit und Lebensqualität bewirken, ist aber umgekehrt ein Ausdruck der geistigen Verarmung und menschlichen Vereinsamung weiter Teile dieser Gesellschaft. Solange man diese geistige Armut und die eigene Vereinsamung durch ein Leben im Vollsamt der eigenen Kräfte kaschieren kann, wird einem dies kaum bewusst werden.

Problematisch wird es spätestens dann, wenn schwere Krankheit und die reale, nicht nur potentielle Möglichkeit des nahen Sterbens an einen heran treten.

Der Verfasser erkennt für die Kirche unserer Tage ein „Zeichen der Zeit“ darin, dieser geistigen Armut in einer materiell reichen Gesellschaft durch „Armut im Geiste“ (Mt 5,3) im Sinne der Bergpredigt zu begegnen und die weit verbreitete Vereinsamung der Menschen durch lebendige, kraftvolle Beziehungen zwischen den Menschen und der Ermöglichung von Begegnung, nicht zuletzt auch im religiösen Sinne der Be-

gegnung mit Gott, als dem Weg der Mystik, zu ersetzen.

Eine solche Lebenskunst, denn dies ist eine Kunst, oder um es lateinisch zu sagen, „ars vivendi“, wird die Kunst des guten Sterbens, die „ars moriendi“, einschließen und ihm die Möglichkeit des Freiheitsgewinns bieten, von der unter Punkt 2 gesprochen wurde: *Frühzeitige Einübung von Gelassenheit und Loslassen, Annahme der eigenen Endlichkeit, Bewusstheit anstelle von Betäubung mit Blick auf das, was den Menschen jenseits der Todesschwelle erwartet.*

Der mittelalterliche Mensch war trotz (oder gerade wegen?) geringer Lebenserwartung und schrecklicher Krankheiten, die grassierten, trotz des Mangels an Therapiemöglichkeiten, Medikamenten und Schmerzmitteln, in der Lage, die „ars moriendi“ einzuüben.

Von den christlichen Märtyrern der frühen Zeit wie auch der jüngeren Vergangenheit im Nationalsozialismus (sowie in unseren Tagen in weiten Teilen Afrikas und Asiens) wird berichtet, dass sie ihren letzten Gang oft in großer innerer Gelassenheit und in tiefem Seelenfrieden gingen (bei zumeist relativer Gesundheit).

Es bleibt für die Kirche im Deutschland unserer Tage in einer immer „älter“ werdenden Gesellschaft der Auftrag, sich in die Diskussionen über Leben und Sterben einzumischen, indem wir dazu einladen, gemeinsam nachzudenken, wie wir die „ars moriendi“ verankern können, als einen Ausdruck von Lebensqualität, der nicht mit Geld (und damit „Autonomie“) herzustellen, zu bezahlen oder zu bemessen ist.

Anmerkungen:

¹ Der Text wurde im Wesentlichen erstmals als Vortrag am 14. Juni 2015 im „Forum“ der Katholi-

schen Pfarrgemeinde St. Chrysanthus und Daria, Haan, gehalten, im Rahmen eines „Nachmittags gemeinsamen Nachdenkens darüber, wie wir leben können und wie wir sterben wollen“, im Zusammenhang mit der aktuellen politisch-gesellschaftlichen Debatte, unter Beisein der örtlichen Bundestagsabgeordneten Michaela Noll, CDU.

² In der „Forums“-Debatte am 14. Juni wurde übereinstimmend von den rund 70 Teilnehmer/innen deutlich gemacht, dass Schwerkranke und Sterbende in ihrer Not nicht allein gelassen werden dürfen. An die „Kirche“ wurden als Erwartungen formuliert: Das Sterben nicht schön zu reden; Notwendigkeit von Sterbebegleitung und Sterbehilfe; Toleranz gegenüber den Entscheidungen und Wünschen des Sterbenden, aber auch eine klare Position; kultursensible Pflege in kirchlichen Krankenhäusern und hohe Präsenz von Seelsorgern, denn „beim Sterben geht es um die Seele“.

Literaturdienst

Bruno Schrage/Peter Bromkamp (Hrsg.): Altenheimseelsorge: mehr als eine schöne Kapelle! Einblicke in aktuelle Fragestellungen und Praxismodelle. Kevelaer 2014.

Seit 2011 veranstalten der Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln und die Abteilung Seelsorge im Sozial- und Gesundheitswesen des dortigen Generalvikariats alle zwei Jahre ein „Diözesanforum Altenheimseelsorge“ – ein vorbildlicher Versuch, den nach wie vor garstigen Graben zwischen Seelsorge und Caritas zu überbrücken und konstruktive Beiträge zu einer gegenwartsgerechten wie zukunftsfähigen Altenheimseelsorge zu leisten. Die Initiatoren dieser Veranstaltungsreihe dokumentieren in dem vorliegenden Band die Tagung des Jahres 2013. „Altenheimseelsorge: mehr als eine schöne Kapelle“ – dieser Titel mag all jene irritieren, die mit diesem kategorialen Seelsorgeangebot gerade gottesdienstliche Feier assoziieren und/oder in Einrichtungen der stationären Altenpflege für solche Liturgien geeignete (und das heißt selbstverständlich auch schöne) Räumlichkeiten vermissen. Den Herausgebern und Autor/innen liegt gleichwohl eine Blickweitung am Herzen: vielfältige und auf die Bedürfnisse der Bewohner/innen, Angehörigen und Mitarbeiter/innen in Altenpflegeeinrichtungen zugeschnittene seelsorgliche Formate, Qualitätsansprüche und Qualitätsmerkmale einer sich wechselseitig verschränkenden Seelsorge und Pflege, die pastorale Mit-Sorge aller Heimakteure, sozialräumlich verankerte Einrichtungen, Brückenschläge zwischen „Gemeinde“ und „Heim“ – dies und viele Aufbrüche mehr aus den klassischen Seelsorgemodellen, die oftmals „nur“ Gottesdienste, Kommunionausteilung, Krankensalbung und allzu seltene Begegnungsmöglichkeiten von Heimbewohner/innen und Gemeindemitgliedern beispielsweise beim Sommerfest im Park kannten, wollen und sollen gesehen werden.

So lädt dieser Sammelband ein zum Stöbern und Entdecken von Transformationsprozessen, Neukonzeptionen und motivierenden Praxisbeispielen. Es findet sich die anschauliche Schilderung des Bestatters, wie Familien würdevoll von ihrem verstorbenen Angehörigen Abschied nehmen können, neben einer fachkundigen Anleitung zu einem differenzierten Blick auf das Phänomen Bettlägerigkeit und die seelsorglichen Chancen zur Mobilisierung. Das für vielerlei Anwendungsmöglichkeiten entwickelte Memo-Spiel „Den Glauben erinnern“ wird ebenso vorgestellt wie die Erfahrungen aus einem Projekt der Altenhilfe im Bistum Essen, das die Schaffung eines caritativen Zentrums für Begegnung, Kommunikation und Beratung sowie

die Entwicklung eines Konzeptes für ein generationenverbindendes Wohnprojekt dokumentiert. Weitere Beispiele für die zahlreichen und durchweg durch die hohe Fachlichkeit und das beeindruckende Engagement ihrer Verfasser(innen) beeindruckenden Beiträge sind eine fast schon philosophische, auf jeden Fall aber zum Innehalten und Nachdenken anregende Reflexion zum Umgang mit der Zeit (nicht nur) in der Pflege oder Grundsatzüberlegungen zu Seelsorgeverständnissen und Seelsorgekonzepten.

Vielleicht wären einige selbst- und systemkritische Kommentare der Herausgeber und Verfasser(innen) zu Soll-Ist-Diskrepanzen redlich und nützlich gewesen. Und doch: Dieses Buch überzeugt durch seine Vision von Altenpflegeeinrichtungen, in denen es sich nicht zuletzt dank einer professionellen, achtsamen und kreativen Seelsorge gut und gerne leben und arbeiten lässt. Unsere Gesellschaft und Kirche, die mit dem Alter(n) ja oftmals mehr als fremdelt, braucht dringend solche Anders-Orte, die erfahrbar machen: Im Alter ist noch nicht alles vorbei!

Ulrich Feeser-Lichterfeld

Bistum Trier (Hrsg.): Rituale „Gottesdienstliche Feiern im Umfeld des Sterbens“. Studienausgabe für das Bistum Trier, Bd. 1: In der Sterbestunde. Trier 2014.

Nunmehr publiziert auch das Bistum Trier ein gottesdienstliches Buch zum liturgischen Umgang mit der Situation des Sterbens. In seinem Vorwort macht der Trierer Bischof Dr. Stephan Ackermann deutlich, warum dies notwendig ist: Angesichts weitreichender Änderungen in der Seelsorge, die auch von einer kleineren Zahl von verfügbaren Priestern gekennzeichnet ist, muss sich in der Begleitung Sterbender etwas ändern, wenn dieses Feld der Kirche wichtig ist.

Der Handlungsbedarf ergibt sich, weil Laien nun verstärkt in diesem Bereich tätig werden, indem bislang v.a. Priester gewirkt haben; doch macht das Trierer Rituale für die Sterbestunde deutlich, dass es weder um eine Mangelverwaltung noch um einen Lückenbüßerdienst geht. Stattdessen wird klar gesagt, dass „eine erneuerte Praxis der liturgischen Sterbebegleitung“ eröffnet wird. Wohl gemerkt: Das sagt der zuständige Diözesanbischof in seinem Vorwort. Damit bewegt sich das Rituale nicht im Bereich abstrakter Erwägungen und auch nicht auf der unverbindlichen Ebene eines Werkbuches, sondern hier wird ein Prozess mit kirchlicher Dimension angestoßen. Zwar geht es auch erklärtermaßen ganz praktisch darum, Ehrenamtlichen in ihrem liturgischen Tun Sicherheit zu geben, doch darüber hinaus liegt die theologische

Qualität der Entwicklung darin, dass sie „nicht nach eigenem Gutdünken“ handeln, sondern „im Sinn der Ortskirche von Trier“. Es ist also bemerkenswert, wenn nach der „Handreichung zum Sterbesegen“ der Diözese Rottenburg-Stuttgart (2012) und der „Feier des Sterbesegens“ der Diözese Würzburg (2014) nun ein weiteres diözesanes Liturgiebuch erscheint.

Doch was kann konkret geschehen, wenn die Krankensalbung – verbunden mit Bußsakrament und Wegzehrung – an den Priester gebunden ist und so nicht mehr gefeiert werden kann? Hier hat das Trierer Rituale gegenüber den genannten früheren Publikationen einen theologisch überzeugenden neuen Akzent zu bieten, denn neben dem Sterbesegen wird ein Taufgedächtnis in der Sterbestunde vorgeschlagen. Damit wird ein Element der Krankensalbung aufgegriffen, doch nicht, um in Ermangelung eines Priesters aus Verlegenheit auf Versatzstücke aus dieser Sakramentenfeier zurückzugreifen, sondern weil es theologisch stimmig ist: Tod und Auferstehung, die die Taufe im sakramental-symbolischen Vollzug gefeiert hat, werden nun konkret für den Sterbenden; jetzt vollzieht er „leibhaftig“ mit Christus den Übergang vom Tod ins Leben. Die Osterkerze, an der eine Kerze für den Sterbenden entzündet wird, unterstützt diese theologische Deutung. Die ganze Feier hat folgenden Aufbau: Eröffnung, Verkündigung des Wortes Gottes, Rückblick/Dank/Zuspruch, Taufgedächtnis, Überantwortung in Gottes Hände (Fürbitten, Vaterunser, Gebet), Abschluss.

Natürlich stellt dieses Modell insofern einen gewissen Anspruch, als der Sterbende einen Bezug zum Sakrament der Taufe haben muss. Wo dies fraglich ist, wird das Modell der Segensfeier in der Sterbestunde empfohlen, in der dem Sterbenden von einem anderen Gläubigen in Gebetswort und Gestus das Heil Gottes zugesprochen. Entsprechend wird im Ablauf der Feier das Taufgedächtnis durch eine Segnung ersetzt.

Für beide Feiern ist anzumerken, dass das Rituale Kurzformen vorschlägt. Einer Erklärung bedarf – auch das gilt für beide Feiermodelle – das Element Rückblick/Dank/Zuspruch: Es geht nicht darum, das Leben des Sterbenden abschließend zu würdigen, schon gar nicht um eine vorweggenommene Grabrede; vielmehr soll Liturgie und Leben miteinander verknüpft werden, indem das Leben des Sterbenden in die Feier hineingenommen wird. Dabei werden auch die Momente zur Sprache kommen, in denen der Sterbende Schuld auf sich geladen hat; hieran knüpft die Vergebungsbitte.

Fazit: Auch jenseits der Bistumsgrenzen kann man anhand der Trierer „Gottesdienstlichen Feiern im Umfeld des Sterbens“ lernen und neue Perspektiven entwickeln. Wohin die Entwicklungen gehen, wird die Zukunft weisen. Wie Bischof Ackermann sagt: eine „Chance“, die „freilich noch näher gestaltet sein will“.

Alexander Saberschinsky

Unter uns

Auf ein Wort

fast (k)ein credo

*f inde ich
a uf dem weg
s inn in der
t orheit*

*e ins mit gott
i st der mensch
n icht immer*

*c hrissam in die wunden
r egen in die wüsten
e in verwandelndes
d u und ewiges
o bdach für alle*

Michael Lehmler
(Ein Einfall zu Markus Roentgen: Fast ein Credo.
Pbl 67 [2015], 288)

Ritterbach Verlag GmbH · Rudolf-Diesel-Straße 5-7 · 50226 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E